



Begegnungen 1/2018

Zeitschrift der
Katholischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft

Inhaltsverzeichnis

<i>Helmut Schlacher</i> , Zum Titelbild von Wolfgang Kapfhammer	2
<i>Die Redaktion</i> , Zum Geleit	2
<i>Rupert Leitner</i> , Wir haben etwas zu feiern. Erfahrung mit Gottesdiensten	4
<i>Emmanuel J. Bauer</i> , Existentielle Bedingungen des Glücks	10
<i>Anna Hollwöger</i> , Wollen wir noch selbst denken? Auslegung der Zukunftsfrage zum Diözesanjubiläum	16
<i>Daniela Bauer</i> , „Hier hört ein Mensch“. Telefonseelsorge in der Steiermark	17
<i>Gustav Zankl</i> , Kindheit und Jugend in inhumaner Zeit. Aus meinen Lebenserinnerungen 1934–1943, 1. Teil	19
Aus der Gemeinschaft	
Gruß an neue Mitglieder	39
In memoriam	39
Wir gratulieren	39
<i>Anna Hollwöger</i> , Laudatio auf Karl Haas	39
<i>Wolfgang J. Pietsch</i> , Geburtstagswünsche für Roswitha Von der Hellen und Reinhold Haring	41
Berichte	
<i>Karl Haas</i> , Meine Fahrten mit der KLE 1980–2018. Ein Rückblick	47
<i>Reinhold Haring</i> , Von den Singtagen zur Seggauburger Familiensingwoche. Gedanken und Dokumentation	52
<i>Wolfgang J. Pietsch</i> , Adventlesung mit Peter Gartlgruber	57
<i>Gertrud Zwicker</i> , Winterwandertag der KLE	58
<i>Karl Haas</i> , Unsere Hilfsaktion für Kinder im Südsudan	59
Buchbesprechung	
<i>Perry Schmidt-Leukel</i> , Buddhismus verstehen (Helmut Schlacher)	61
Ankündiger 1/2018	
Diözesanjubiläum, 800 Jahre gemeinsam feiern	66
Im Bett. Episoden einer Zuflucht. Sonderausstellung im Volkskundemuseum	69
<i>Karl Haas</i> , Zu guter Letzt: Phil Bosman, Mensch, ich hab' dich gern	70

Zum Titelbild

Wolfgang Kapfhammer: Auferstehung. In Erinnerung an Matthias Grünewalds Auferstehung in Colmar gemalt.

Zum Geleit Comeback oder Zukunft säen?

Die Redaktion

Die neue Aktion „Missionsmanifest“ will die Kirche im deutschsprachigen Raum aus „ihrer derzeitigen Krise“ führen und ihr zu einem „Comeback“ verhelfen. Es soll „von unten“ erreicht werden, was Papst Franziskus und viele Bischöfe seit längerem fordern: „Die Kirche muss wieder missionarisch werden und Mission als die Grund-Option allen pastoralen Tuns erkennen“, so missio-Nationaldirektor Pater Karl Wallner, einer der Initiatoren.

Eine Kirche, die nicht freudig und überzeugend auf alle zugeht, hat keine Mission; sie verliert ihr Warum und Wozu. Sie steht für nichts. Und sie schrumpft, statt zu wachsen. Für unsere Länder heißt das: „The church will send or the church will end.“

So formuliert P. Karl Wallner das Anliegen, das im Buch „Missionsmanifest“ (Herder 2018) und auf der Homepage www.missionsmanifest.online vorgestellt wird.

In der steirischen Kirche wird kein „Comeback“ anvisiert, sondern mit dem **Weg 2018** verfolgen wir drei Ziele:

Die Freude am Glauben stärken

Die persönliche Ebene: Nur wenn ich meinen Glauben vertiefe, kann die Freude daran wachsen.

Die Seelsorge in der Diözese neu ausrichten

Die innerkirchliche Ebene: Es geht darum, zeit- und evangeliumsgemäße Formen der Seelsorge zu entwickeln und die Lebenswirklichkeit der Menschen ernst zu nehmen.

Als Kirche die Gesellschaft mitgestalten

Die gesellschaftliche Ebene: Die Kirche hat den Auftrag, die Welt im christlichen Geist mitzugestalten. So die optimistische Aufforderung auf der Homepage www.katholische-kirche-Steiermark.at/weg2018 ----- ZUKUNFT SÄEN

Zu diesem Heft

Im ersten Heft des heurigen 8er-Gedenkjahres (1918, 1938, 1968 ...) bringen wir den ersten Teil der Erinnerungen von *Gustav Zankl*. Sie sollen in den kommenden Heften fortgesetzt werden. Zugleich laden wir Sie, liebe Mitglieder und Freunde unserer Gemeinschaft und Leser unserer Zeitschrift, herzlich ein, uns Ihrerseits Ihre Erinnerungen zur Verfügung zu stellen, das kann handschriftlich sein oder einer Word-Datei geschrieben. Senden Sie bitte die Texte entweder brieflich an KLE, Bischofsplatz 4, 8010 Graz oder Mail an: helmut.schlacher@aon.at, sofern Sie glauben, dass sie auch für unsere Leser von Interesse sind. Das können Jugenderinnerungen sein, Erinnerungen an Ihre Dienstzeit, an Reisen mit der KLE u. ä.

Und wenn Sie Gedanken zum Thema *Sprachen als Brücke des Verstehens* haben, teilen Sie uns diese mit (Deutschunterricht als Mittel der Ausgrenzung oder der Integration, Fremdsprachen, EU-Austauschprojekte, Gebärdensprache, Körpersprache ...). Wir werden Ihre Beiträge gerne im Heft 2 bringen.

Wir haben etwas zu feiern – Erfahrung mit Gottesdiensten

Rupert Leitner

Es werden allerorten Pfarrverbände eingerichtet und die Zahl der Sonntagsmessen reduziert, u. a. aufgrund des Priestermangels. Trotz aller Bemühungen werden die Eucharistiefiern zunehmend schematisch und routiniert begangen, weil den Priestern Zeit und Kraft fehlt, um dieses zentrale Zeichen unseres Glaubens ergreifend zu begehen. Dadurch wird für die Jugend der Zugang zur Feier immer schwerer. Die jungen Leute sagen: Jedesmal die Wiederholung des Gleichen in einer Sprache, die nicht unsere ist, und ein Ritual, in dem wir nicht vorkommen. Das ist alles langweilig. Die engagierten Jugendlichen finden möglicherweise einen Zugang, aber der Großteil bleibt fern.

Im Folgenden möchte ich von Erfahrungen mit Eucharistiefiern im Laufe meines Lebens erzählen, die mich berührt haben und auf die ich innerlich zurückgreife, wenn Gottesdienste auch für mich schwer zu ertragen oder unzugänglich sind. Ich bin ein Alltagschrist. Die Sicht von Priestern ist vermutlich eine andere und die Last ihrer Verantwortung und der Erwartungen der Gläubigen ist unbezweifelbar. Meine Idee ist: Vielleicht können im Rahmen der vielen diözesanen Umgestaltungen (siehe „Zukunftsbild“) Orte und Gelegenheiten gefunden werden, wo Menschen aller Altersstufen einmal intensiv erleben können, was es heißt: Wir feiern ein „Geheimnis des Glaubens“.

Rund um den Tisch

Auf einer Hütte im Teigitschgraben verbringt eine Gruppe der katholischen Hochschuljugend ein Wochenende. Es wird diskutiert und gesungen, gemeinsam gekocht und geputzt und viel gelacht. Am Sonntag wird der Tisch bereitet: Blumen von der Wiese, ein Korb mit Brot, ein paar Teelichter, eine Bibel. Der Seelsorger setzt sich mit uns im Alltagsgewand an den Tisch und spricht von der Einladung Jesu, sein Andenken zu begehen. Ein Gebet wird gesprochen, Lieder klingen auf, ein Bibeltext wird vorgelesen. Dann zerstreuen sich die Feiernden. In kleinen Gruppen wird der Bezug der Lesung zu unserem Leben durchbesprochen. Dann werden die Gedanken am Tisch zusammengetragen. Es herrscht gespannte Aufmerksamkeit, die sich

während Hochgebet und Vaterunser löst. Brot und Wein werden schließlich nicht ausgeteilt, sondern reihum gereicht. Der Priester ist der Letzte, der davon nimmt und dann das abschließende Segensgebet spricht. Bewegt wird anschließend die schlichte Agape genossen.

Erstmals haben diese StudentInnen großteils technischer Studienrichtungen unmittelbar erlebt, dass Eucharistie als schlichtes Mahl im Andenken an Jesus gefeiert werden kann. Es bedurfte diesmal weder einer priesterlichen Kleidung noch eines Kirchenraumes. Und doch war das Erlebnis berührend und stärkte den Glauben der jungen Leute über Jahre hinweg.

Auf Jesu Spuren

Katholische und evangelische Christen besuchen das Heilige Land, um der Geschichte Israels und den Wurzeln des Christentums zu begegnen. Unter ihnen auch Priester und evangelische Pfarrer. Das Erlebnis mit den biblischen Orten und dem Berg der Seligpreisungen ist so stark, dass Person und Botschaft Jesu sehr lebendig werden. Man glaubt, in den Spuren Jesu zu gehen, und spürt keine konfessionellen Gräben und Grenzen. Es entsteht das Bedürfnis, hier in der Heimat Jesu seinen Auftrag wahrzumachen, in seiner Nachfolge eins zu werden.

Die geistlichen Amtsträger tun sich zusammen und bringen Elemente aus beiden Abendmahl-Traditionen ein. Zögernd und etwas unbeholfen, aber gedrängt durch die Nähe zueinander und zu Jesu Leben entsteht eine Abendmahlfeier, wie sie noch keiner erlebt hat. Gemeinsam werden die Einsetzungsworte gesprochen, das Vaterunser gesungen, Umarmungen ausgetauscht, das heilige Mahl genommen. Es herrscht tiefe Bewegtheit und das Bewusstsein: So sollte es immer und überall sein.

Schlichte Zeichen, einander wahrnehmen, auf die innere Stimme hören – das war hier wichtig. Es ging nicht um amtliche Erlaubnis und den richtigen Ritus. Dort wo Jesus Leute in seine Nachfolge gerufen hat, konnten wir einfach nicht getrennt feiern. Hoffentlich gibt es bald Wege, das auch daheim zu tun. Jedenfalls erlebe ich gelegentlich evangelische ChristInnen u. a. aus konfessionsverbindenden Ehen, die sich selbst erlauben, die katholische Kommunion zu nehmen. Umgekehrt sind alle getauften ChristInnen zum evangelischen Abendmahl zugelassen.

Junge Menschen brauchen Grunderfahrungen

An der ehemaligen Pädagogischen Akademie in Graz-Eggenberg gab es zwar eine mit Studierenden gestaltete Kapelle, in der Messen im kleineren Kreis gefeiert werden konnten, aber keinen Ort für Feiern mit allen Studierenden. Wenn z. B. der vorweihnachtliche Gottesdienst geplant war, wurden unmittelbar vorher in Workshops Lieder eingelernt, Texte gestaltet, ein Ausdruckstanz geprobt und Musikstücke einstudiert usw. Im Ankommen wurde die Aula geschmückt, in der Mitte der große Adventkranz am Boden abgelegt und nochmals das Liedgut gemeinsam mit den Instrumenten geprobt. Die Studierenden, Angestellten und ProfessorInnen waren aus dem Studienalltag gekommen und mussten erst ankommen.

Der Raum veränderte sich mit Fortgang des Gottesdienstes immer wieder: Zunächst saßen die meisten einfach auf dem rauen Teppichboden, dann



traf man sich zum Gespräch in einer Ecke, später wurde Platz gemacht für den Ausdruckstanz oder man meditierte ein Bild auf der Leinwand. Manchmal wurden die Fürbitten von den Gängen in den Feierraum gerufen. Schließlich wurde ein großer Tisch mitten in den Raum gestellt, sodass alle einen freien Blick auf das Geschehen hatten. Teile des Hochgebetes wurden

von den Studierenden mitgesprochen, und während der dichten Stille bei der Kommunion gingen junge Leute durch die Reihen und ließen jede und jeden vom heiligen Brot nehmen. Zum Schluss gab man selbst dem jeweiligen Nachbarn das Segenskreuz auf die Stirn.

Studierende mit wenig Kirchen- bzw. Gottesdiensterfahrung waren spontan bereit zu Beiträgen von hoher Qualität, sie wurden gleichsam mitgenommen in den Strudel der Bilder, Worte und Gesten. Jede/r konnte seine Nähe zum Geschehen selbst wählen. Es waren keine Gesten vorgeschrieben, aber sie ergaben sich aus dem Erlebten. Der Priester verdichtete in seinen Worten und Gebeten das Miteingebrachte. Er musste nicht predigen, sondern

konnte zuhören und mitfeiern. Er war mittendrin und musste sich nicht als Funktionsträger fühlen.

Nicht Enge, sondern Weite

Bei einer kirchlichen Diskussionsveranstaltung komme ich mit einer kleinen Gruppe junger Erwachsener ins Gespräch und unter anderem auch über den Gottesdienst. Schließlich sagt einer: „Ich verstehe euch nicht. Ihr streitet über die Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zur Kommunion. Wir lesen miteinander die Bibel und da sagt Jesus: ‚Tut das zu meinem Andenken!‘ Wir fühlen uns berechtigt und beauftragt, das zu tun. Und dafür brauchen wir keinen Außenstehenden.“ So hatte ich das noch nie erlebt und gesehen. Wir müssen aufpassen, dass wir aufgrund unserer Tradition nicht für unmöglich und unberechtigt halten, wofür sich andere Engagierte einfach die Berechtigung nehmen.

Vor wenigen Jahren hat auch eine Gruppe engagierter katholischer Familien in Tirol begonnen, im kleinen Kreis Eucharistie ohne Priester zu feiern, weil einfach keiner mehr „aufzutreiben“ war. Kann es wirklich sein, dass ChristInnen mit jedem noch so gebrechlichen Geistlichen vorliebnehmen müssen, um (wie?) gültig Eucharistie feiern zu können? Hier besteht kirchlicherseits enormer Handlungsbedarf.

Ortsveränderung schadet manchmal nicht

Eine ganz normale Pfarre mitten in Graz. Die Gottesdienste werden meist „as usual“ gefeiert, selbstverständlich gibt es auch Glanzpunkte. Manchmal hat man das Empfinden von einer „Pflichtübung“. Irgendwann entdeckt man, dass oft nur kleine Akzente oder Abweichungen die innere Beteiligung sprunghaft erhöhen. So hat z. B. der jetzige Bischof Wilhelm Krautwaschl einmal als Aushilfspriester vor der Messe Gegenstände (Brille, Fernrohr usw.) im Mittelgang platziert, auf die er in seiner Predigt – auf den Altarstufen mitten unter Kindern sitzend – anschaulich Bezug genommen. Plötzlich waren alle ganz da und aufmerksam. Und beim Hinausgehen unterhielten sich viele angeregt.

Wesentlich einschneidender ist ein Ortswechsel der ganzen Gemeinde. Es war irgendein besonderer Sonntag. Eine Gospelgruppe war eingeladen. Der Pfarrer war sanft überredet worden, den Gottesdienst einmal an einem anderen Ort mit einem eigenen Rahmen mit der Gemeinde zu feiern: im

Pfarrsaal. Dort waren für mehr als 200 Leute Sitzplätze rings um Tische gruppiert. An einem der Tische sitzt der Pfarrer in Alba und Stola und erwartet die Leute. Die Eintretenden erhalten Stoffstreifen in verschiedenen Farben. Sie suchen sich Menschen mit der gleichen Farbe und knüpfen aus den Streifen eine Girlande und setzen sich dann gemeinsam an einen Tisch. Die Girlanden werden in der Raummitte so hochgezogen, dass eine Art großes Zelt entsteht, das unter sich alle Gläubigen versammelt. Auf jedem einfach geschmückten Tisch finden sich Gläser und ein Teller.

Nach einer kurzen Einleitung über die Chancen, an einem verrückten Ort zu feiern, bringt uns die Gospelgruppe buchstäblich in Bewegung. Man schaut sich gegenseitig an, lacht über einen Patzer beim Singen und ist offen für das ungewöhnliche Geschehen. Niemand steht auf, alle sitzen, wie bei einem Festmahl. Das große Buch wird aufgeschlagen und daraus eine wichtige Stelle gelesen. Die Predigt fällt aus, wir reden miteinander am Tisch und bringen manchen Gedanken in die Fürbitten ein. Am Tisch des Pfarrers stehen die Körbe mit Weißbrot, über sie werden die bekannten Worte gesprochen: „Am Abend vor seinem Leiden nahm Jesus ...“. Nach dem Tischgebet werden – wie bei der Brotvermehrung – die Körbe zu den Leuten gebracht und der Wein aus Krügen in die Gläser eingeschenkt. Das Abendmahl ist greifbar. Diesmal gehen die Leute ganz innerlich und gesammelt aus dem Raum. Einige sagen: Das müsste man öfter erleben können.

Das kann nicht Alltag in einer Pfarre sein. Aber einmal aus dem Gewohnten herauszutreten und mit wenigen der bekannten Elemente eine schlichte Feier zu begehen, in der jeder viel wert ist, hat schon was. Da kann man auf einmal das Wesentliche hautnah erleben und ein anderes Mal wieder auch in einem genormten Gottesdienst mitten in harten Bänken und umgeben von viel Gold und Heiligen zu Hause sein. Aber ein paarmal im Leben sollte jede/r Gläubige zum ursprünglichen Zeichen Zugang gefunden haben.

Ausblicke

- Als nunmehr älterer Mensch erinnere ich mich noch an die sogenannten „Winkelmessen“, die lateinisch und ohne Beteiligung von Gläubigen während des Hauptgottesdienstes an Seitenaltären „gelesen“ wurden.

Demgegenüber ist heute jede Messe eine Feier, die z. B. wochentags viel seltener stattfindet. Vielleicht muss ja wirklich auch nicht jeden Sonntag Eucharistie gefeiert werden, damit diese noch bewusster begangen werden kann und das Wort Gottes mehr in den Mittelpunkt katholischer Gottesdienste rückt.

- Nicht jede/r Gläubige wird allsonntäglich Gottesdienst feiern (wollen), aber jede/r sollte gültige Formen erleben können. Wer eine Beziehung zur Messe hat, soll darauf drängen, dass diese zu Herzen geht und Brot für den Alltag darstellen kann. Denn jede/r braucht Erlebnisse, die ihn berühren und in seinem Glauben bestärken. Riten sind wichtig, aber sollten die Menschen einbeziehen. Manchmal tun überraschende Wendungen im Ablauf gut.

- Manche Gläubige kommen nur zu „Lebenswenden“ (Geburt, Heirat, Versöhnung, Trauerfall ...) in die Kirche. Gerade sie sollten auch niederschwellig Zugang zur Eucharistie bekommen, damit sie erleben, dass Gott auf sie zukommt und mit ihnen durchs Leben geht. Nähe braucht jede und jeder, und es sollte nicht zwischen Würdigen und Unwürdigen unterschieden werden.

- Wortgottesfeiern bieten möglicherweise mehr Chancen, in heutiger Sprache die Botschaft vom mitgehenden Gott auszudrücken. Vielleicht wachsen in Zukunft daraus auch Menschen heran, die mit Eucharistiefiern beauftragt werden. Denn es wird unumgänglich sein, dass der priesterliche Dienst eine Wandlung erfährt. Warum kann die Kirche nicht neben hauptamtlichen Priestern auch Männer und Frauen berufen, die nebenamtlich und für eine gewisse Lebenszeit Eucharistiefiern leiten? Es gibt unter ReligionslehrerInnen, Diakonen, SozialarbeiterInnen, PfarrgemeinderätInnen usw. heute genug theologisch und menschlich qualifizierte Persönlichkeiten, die kleinere und größere Gemeinschaften zusammenhalten und mit ihnen das Mahl halten könnten.

- Manche/r wird einen völlig anderen Zugang zu diesem Thema haben, aber dass sich etwas ändern sollte, spürt wahrscheinlich jede/r.

Existenzielle Bedingungen des Glücks

Emmanuel J. Bauer

(1) Die Frage nach dem Glück ist eine der Grundfragen menschlicher Existenz.¹ Zu allen Zeiten, seit der Mensch über sich selbst nachdenkt, fragt er, was Glück bedeutet und wie er es erlangen kann. Diese Frage muss sich jede Generation, jeder Mensch neu stellen. Insofern ist Glück ein ewig junges Thema. Auch heute erleben wir einen Glücksboom. Die Buchhandlungen quellen förmlich über von philosophisch-psychologischen und spirituellen Werken über das Glück oder die Kunst des guten Lebens. Nicht zu übersehen auch die populärwissenschaftlichen und esoterischen Ratgeber mit ihren Anleitungen zum glücklichen Leben. Seit einigen Jahren bieten manche Schulen sogar Glück als Unterrichtsfach an, in dem die Kinder Zufriedenheit, Selbstsicherheit und seelisches Wohlbefinden lernen sollen.

Eigentlich sollte uns das nicht überraschen. Aristoteles hat schon vor mehr als 2.300 Jahren gelehrt, dass der Mensch von Natur aus nach Glück strebt. Es hat offensichtlich mit dem Menschen als Menschen zu tun, dass wir unwillkürlich und unauslöschlich danach streben, glücklich zu sein. All unser Denken, Tun und Lassen, alles, was und wie wir zu sein suchen, schöpft im Letzten seinen Eros aus dem erhofften Glück. Egal, ob wir uns beruflichen Erfolg oder Gesundheit wünschen, ob wir auf der Suche nach uns selbst oder nach einem uns verstehenden Menschen sind, ob wir von einem schönen Glas Wein, einem hübschen Kleid oder einem tollen Auto träumen oder ob wir Aktivitäten im Sinne der spirituellen Vertiefung oder körperlichen Ertüchtigung setzen – jeder und jede möchte letztlich glücklich sein.

Aber offensichtlich gelingt das oft nicht. Glück hat seine eigenen Gesetze. Es lässt sich weder befehlen noch erzwingen, nicht unmittelbar durch eine Entscheidung herbeiführen. Es ist eine indirekte Begleiterscheinung einer bestimmten Art zu leben. Es entzieht sich der technischen Machbarkeit und behält den Charakter des Unverfügbaren, ja letztlich des Geschenkhafte.

(2) Glück ist nicht gleich Glück. Primär ist Glück eine subjektive Kategorie, die emotionale und kognitive Merkmale umfasst. Jeder Mensch

beschreibt Glück mit anderen Worten, Bildern und Eindrücken. Diese kreisen aber immer um das, was als gutes Leben, als Erfüllung, als sinnvoll und als innere Harmonie erlebt wird, und haben mit Lebensvollzügen zu tun, die in uns das Gefühl von Zufriedenheit, Heiterkeit und Dankbarkeit entstehen lassen.

Glück lässt sich aber auch objektiv mit philosophisch-existentialen Begriffen beschreiben. Dabei zeigen sich zwei grundlegende Bedeutungen und Dimensionen von Glück: Zum einen Glück als „Fortuna“ und zum anderen Glück als „beatitudo“.

Glück als „fortuna“ meint den Glücksfall, die Glücksgabe, den glücklichen Umstand, einfach das *Glückhaben*. Das besagt in etwa dasselbe wie im Griechischen „εὐτυχία“ (*eutychia*) oder im Englischen „luck“. Dieses Glück stellt sich ein in Form von Ereignissen oder günstigen äußeren Umständen, die wir als glücklichen Zufall bezeichnen: Wir machen einen Lottogewinn oder eine reiche Erbschaft, haben schnellen Erfolg, erfreuen uns einer robusten Gesundheit.

Glück als „beatitudo“, entsprechend der griechischen „εὐδαιμονία“ (*eudaimonia*) und der englischen „happiness“, meint nicht ein rein objektives, einem von außen zufallendes Gut, sondern das *subjektive Glückserleben*, d. h. das *Glücklichsein*. Es hat zu tun mit der richtigen Disposition der Seele, mit der Fähigkeit, die sich bietenden Möglichkeiten zu entfalten, die Gaben des Lebens zu empfangen und deren Entbehrung getrost und guten Mutes zu tragen. Dieses Glück nährt sich von sinnlich-geistigen Höhepunkterlebnissen, in denen der Mensch die Schönheit und Fülle des Lebens erspürt oder die Erfahrung macht, in seiner Persönlichkeit gewachsen zu sein. Werden diese Glückserfahrungen in die eigene Person integriert, kann die Seele mehr und mehr von einem existentiellen Tiefenglück getragen werden, d. h. das Herz ist erfüllt von einem Gefühl der Dankbarkeit und der Freude am Dasein, und ich kann Ja sagen zu dem, wie sich mir das Leben fügt, was ich bin, wer ich bin und wie ich bin.

(3) Der griechische Philosoph Aristoteles hat im 4. Jh. v. Chr. in seiner *Nikomachischen Ethik*, der berühmten Schrift über das richtige Handeln und die verschiedenen Wege zum Glück, mit Nachdruck betont, das Glück müsse *etwas spezifisch Menschliches* sein.² Diese Erkenntnis wirkt prima

vista banal. Bei genauerem Hinsehen ist sie aber ein wesentlicher Schlüssel zum eigenen Glück. Denn viele Menschen haben überhöhte Vorstellungen vom Glück, suchen es in etwas Übermenschlich-Göttlichem oder haben die Erwartung, dass es ihnen von höheren Mächten in den Schoß gelegt wird. In Wirklichkeit kann das Glück nur etwas sein, worin der Mensch als Mensch zur Verwirklichung kommt.

Dass das Glück etwas eigentümlich Menschliches ist, macht vor allem deutlich, dass es – bei aller Bedeutung der äußeren glücklichen Umstände – wesentlich in der Verantwortung des Menschen liegt. Ob jemand Glück *hat*, ist reine Glückssache, ob jemand aber glücklich ist, das ist ganz wesentlich Menschensache. Die moderne empirische Psychologie³ hat nachgewiesen, dass unser Glückempfinden im Sinne eines Glücks-Grundwasserspiegels zu 50% genetisch festgelegt ist. Von den anderen 50% entfallen nur 10 auf die äußeren Umstände, aber 40 auf das eigene bewusste Verhalten. Entscheidend für das persönliche Glückserleben sind also Aktivitäten, die freiwillig, entsprechend den eigenen Interessen gesetzt sind und möglichst erfolgreich sein sollten.

Wenn das Glück etwas genuin Menschliches ist, dann sind glücksfördernde Aktivitäten solche, die den Selbstvollzug des Menschen als Person ermöglichen. Ereignisse, Erlebnisse, Handlungen, die dem Menschen das Gefühl der Lebendigkeit, des Gebrauchtseins, des Sich-selbst-entfalten-Könnens und der Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens vermitteln.⁴

(4) Glück ist wohl nicht machbar, aber es hängt doch wesentlich von den Dispositionen ab, die wir durch unsere Haltungen und Aktivitäten herstellen. Umgekehrt wird das Glück aber auch durch gewisse Persönlichkeitsprägungen, Mentalitäten und internalisierte Wertmaßstäbe, die unser Denken, Handeln und Fühlen bestimmen, gehemmt oder gar blockiert.

Eine der hinderlichen Glücksblockaden ist die maligne, überzogene narzisstische Selbstsorge. Getrieben von der *Unsicherheit hinsichtlich des eigenen Selbstwerts*, der nicht gefundenen oder wieder verlorenen *Identität und Authentizität* und dem mangelnden Gefühl, so selbst sein zu dürfen, wie es dem eigenen Sein und Wollen entspricht, orientiert sich der Mensch vorwiegend am Außen und versucht sich durch Leistung von sich und anderen die Anerkennung zu sichern. Authentizität wird durch Selbstinszenierung

ersetzt. Statt andere um ihrer selbst willen zu lieben und sich Herausforderungen aus ehrlichem Interesse zu widmen, werden diese zentralen Bereiche des eigenen Lebens verzweckt und damit ihres Glückspotentials beraubt.

Um Glück erleben und leben zu können, sind demgegenüber zwei existentielle Dispositionen hilfreich:

Zum einen sollte die Grundlage des Glücksstrebens das Motto sein, *den eigenen Möglichkeiten gemäß zu leben*, d.h. die eigene Realität und die eigenen Grenzen zu respektieren und sich nicht zu überfordern. In diesem Bereich ist das aktuell, was Lebenszufriedenheitskompetenz meint.

Zum anderen ist es für den Einzelnen unverzichtbar, *das Je-Eigene* (das, wozu man sich berufen fühlt) zu entdecken und mit Entschiedenheit und Hingabe zu verwirklichen.

Im besten Fall kann man – unter Berücksichtigung dieser beiden Dispositionen, d. h. in der Mitte zwischen Über- und Unterforderung, zwischen Angst und Langeweile – selbstvergessen ganz aufgehen in seinen Tätigkeiten. Die Psychologie sagt: Man erreicht den „Flow“-Zustand (M. Csikszentmihalyi).⁵ Unter diesen Bedingungen, wo der Mensch sein Leben lebt, kann sich tiefes existentiell-personales Glück einstellen.

(5) Glück kann nur dann *mein* Glück sein, wenn ich mit meinem Leben glücklich bin und ich ganz Ja sagen kann zu mir, meinem Geworden-Sein und meinen konkreten Visionen. Voraussetzung dafür sind die ehrliche Selbsterkenntnis und die gesunde Selbstliebe auf der Grundlage der aktiven Selbstannahme.

Das griechische „*γνώθι σεαυτόν*“, „Erkenne dich selbst!“, das seit der Mitte des 5. Jahrhunderts vor Chr. an einer Säule der Vorhalle des Apollon-Tempels in Delphi zu lesen war, rief die Menschen der Antike dazu auf, bescheiden zu den eigenen Grenzen zu stehen und im Tun und Denken der eigenen Nicht-Göttlichkeit gerecht zu werden, andererseits sich aber auch der Verantwortung und Würde des Menschen bewusst zu sein.

Sich selbst ehrlich und wahrhaftig zu erkennen, ist für ein gelingendes Leben von großer Bedeutung. Der Mensch neigt dazu, von sich selbst ein Idealbild zu zeichnen, sich selbst euphemistisch darzustellen und damit sich selbst nicht als die Person zu sehen, die er ist. Doch nur die

ungeschminkte Realität des eigenen Lebens ist das Fundament von Authentizität und innerer Freiheit sowie der Ausgangspunkt für die je neue fruchtbare Veränderung und Weiterentwicklung der Persönlichkeit. Nur unter der Voraussetzung eines ehrlichen Selbstbildes kann er die genuine Berufung erkennen, die seinem Wesen und seinen Fähigkeiten entspricht.

Doch die radikale Selbsterkenntnis ist zu wenig, um ein gutes Fundament für ein glückliches Leben zu legen. Das delphische „Erkenne dich selbst!“ muss durch das biblische „Liebe dich selbst!“ oder „Nimm dich selbst an!“ ergänzt oder besser vollendet werden. Es geht um das Ja aus ganzem Herzen zu sich selbst, seinem Leben, seinem So-Sein, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dieser Akt der Selbstannahme ist notwendig, weil wir uns nicht selbst geschaffen haben, sondern uns in der je eigenen „Haut“ vorfinden. Romano Guardini sagt in diesem Sinn: „Ich bin Ich nicht von Wesen, sondern bin mir gegeben. Ich habe mich empfangen.“⁶ Die eigene Existenz und auch das eigene Wesen sind jedem als Gabe und als Aufgabe überantwortet, aufgegeben.

Die besondere existentielle Herausforderung liegt nun darin, nicht nur resignativ der oder die zu sein, der bzw. die ich bin, sondern aktiv, mit innerer Dynamik und Kraft, der oder die sein zu wollen, der oder die ich bin. Guardini fasst diesen Gedanken treffend in Worte, wenn er sagt: „Ich soll sein wollen, der ich bin.“⁷

(6) Eine unglückliche Mentalität unserer Zeit ist die Gier, immer mehr haben zu wollen (über das für ein gutes Leben Notwendige hinaus). Diese Form der Hab-Gier verhindert unser Glück. Denn sie versklavt den Menschen, macht ihn ruhelos und unzufrieden, lässt das Auge blind werden für die Schönheit des Lebens, verbannt die Dankbarkeit und Freude aus seinem Herzen und vergiftet das Denken. Die Gier zu *haben* tötet die Fähigkeit und die Freude zu *sein*.

Glücklich sein setzt voraus, *da zu sein* in seinem Leben und *das Schöne, das im Hier und Jetzt steckt*, wirklich zu genießen und auszukosten. Wer in Gedanken und mit seinem Wollen immer schon beim Kommenden ist, bei den anstehenden Aufgaben oder noch erhofften Höhepunkten, der entleert den Augenblick und ist in seinem Leben nicht zu Hause. Bewusst

erlebte angenehme Gefühle sind die tägliche Nahrung für einen dauerhaft hohen Glückspegel.

Damit das menschliche Leben in seiner Ganzheit als gut und sinnvoll empfunden werden kann, muss es auch eine gewisse *kontemplative Dimension* aufweisen. Denn die *Stille* ist der privilegierte Ort, an dem der Einzelne zu sich selber kommt, ihm das ihm Wesentliche aufleuchtet, die Welt und die eigene Person in ihrem Selbstwert erspürt wird und Nähe zum Seins- und Sinngrund des Ganzen aufgenommen werden kann. Man könnte auch sagen: In der Stille vollzieht sich eine *Entfunktionalisierung* des Daseins. Der Mensch kommt vom Ich in sein Selbst, quasi in das Zentrum seiner Person, das im Rahmen spiritueller Erfahrung als Ort der *Gegenwart des Göttlichen* wahrgenommen und erlebt werden kann. Durch das Annehmen dessen, was sich zeigt, kann das Eintauchen in die Tiefe des Seins zu einem Ort werden, wo sich auch für Schweres und Leidvolles ein neuer Sinnhorizont eröffnet, sei es, dass der Mensch das, was ist und wie es ist, versteht, oder sei es, dass er sich zur aktiven Stellungnahme oder zur aktiven Änderung des Existenzvollzugs aufgefordert fühlt.

-
- 1 Vgl. Bauer, Emmanuel J., Jeder ist seines Glückes Schmied!?, in: Ders. / Tanzer, Ulrike (Hg.), Auf der Suche nach dem Glück. Antworten aus der Wissenschaft, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2011, 13–29.
 - 2 Vgl. z. B. Aristoteles, Die Nikomachische Ethik (= NE). Griechisch-deutsch. Übersetzt von Olof Gigon, neu hrsg. von Rainer Nickel (Sammlung Tusculum). Düsseldorf: Artemis & Winkler ²2007, I 6, 1098a 7–8.
 - 3 Vgl. Lyubomirsky, Sonja, Glücklich sein. Warum Sie es in der Hand haben, zufrieden zu leben (Orig.: The how of happiness. A scientific approach to getting the life you want). Aus dem Engl. übers. von Jürgen Neubauer. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verl. 2008, 30f.
 - 4 Vgl. Bauer, Emmanuel J., Zwischen sinnlosem Glück und glücklosem Sinn. Zum philosophischen und existentiellen Verhältnis von Glück und Sinn, in: Existenzanalyse 26, H. 1 (2009) 91–100.
 - 5 Vgl. Csikszentmihalyi, Mihaly, Flow: das Geheimnis des Glücks (Orig.: Flow – The Psychology of Optimal Experience). Aus d. Amerikan. übers. von Annette Charpentier. Stuttgart: Klett-Cotta ¹⁴2008.
 - 6 Guardini, Romano, Die Annahme seiner selbst. Den Menschen erkennt nur, wer von Gott weiß. (Topos-TB, Bd. 171), Mainz: Grünewald-Verlag ²1990, hier 15.
 - 7 Ebd.

800 Jahre Diözese Graz-Seckau *Wollen wir noch selbst denken?* Zukunftsfrage – ausgelegt von Anna Hollwöger

Anna Hollwöger (Generalsekretärin der Katholischen Aktion)

Ob Elternteil, Lehrer oder Lehrerin oder Mutter Kirche: Sie alle wollen, dass ihre Schützlinge oder Schäfchen als mündige Menschen durchs Leben gehen. Und sie alle stoßen an die Grenzen der Geduld, der Argumentation oder der Glaubwürdigkeit, wenn diese das tatsächlich tun und – *horribile dictu* – selbst denken, eine eigene Meinung entwickeln und womöglich das Gegenteil von dem tun, was von ihnen erwartet oder erhofft wird. Ja, es gibt sie, die Menschen, die noch selber denken wollen, die Dinge hinterfragen und in Kauf nehmen, dass neu gewonnene Erkenntnis (auch unliebsame) Konsequenzen erzwingt.

Eltern, Lehrende und Kirche wissen das zu schätzen und fördern das in aller Regel. Die Kirche in der Steiermark hat in den letzten 800 Jahren Bildung in all ihren Facetten der Wissensvermittlung geprägt und ist dabei immer wieder in Konflikt mit ihrem Selbstverständnis geraten: Wie reagieren, wenn das Licht der Aufklärung so hell scheint, dass es die Religion überschattet, wenn Denken, Wissen und Glauben zu Schemen krasser Gegensätze werden? Die Entwicklungen in der kirchlichen Bildungslandschaft waren nicht immer adäquate Antworten auf die Fragen ihrer Zeit. Bildung unterstützt freies Denken, Bildung kann aber auch manipulieren und unterdrücken. Kirchliche Bildung hat die Spannung zwischen Tradition und Innovation, Masse und Elite, Gemeinschaft und Individualismus auszuloten. Sie weiß sich in Konkurrenz mit anderen Anbietern – und mit der weitverbreiteten Annahme, dass sich jegliches Wissen (samt daraus resultierenden Meinungen) im unendlichen Orbit des Internets erlangen ließe.

Heute genießen die kirchlichen Angebote der formalen und der non-formalen Bildung große Akzeptanz und Wertschätzung, und das von allen (ideologischen) Seiten.

Kirchliche Bildung nimmt den Menschen als Ganzes in den Blick und unterstützt ihn dabei, seine Talente zu entfalten, seine Persönlichkeit zu

entwickeln und seine Identität zu stärken. Kirche lädt die Menschen – auch und gerade durch Bildung – dazu ein, selbst zu denken, auch wenn sie das vielleicht gar nicht immer so möchten.

Speziell zum Thema im Jubiläumsprogramm: 800-jahre-graz-seckau.at
Ausstellung in Priesterseminar und Diözesanmuseum:

LAST & INSPIRATION, 13. April bis 14. Oktober 2018

Jubiläumsbühne in Judenburg:

DENKEN WISSEN & GLAUBEN, 30. April bis 6. Mai 2018

Jubiläumsbühne in Graz, Schlossbergplatz:

DENKEN WISSEN & GLAUBEN, 23. Juni 2018

„Hier hört ein Mensch“

Daniela Bauer

Wir hören zu, wenn sich jemand etwas von der Seele reden möchte. Jeden Tag des Jahres sind wir rund um die Uhr für Anrufende da. In Großbritannien möchte man gegen die Einsamkeit mit der Errichtung eines eigenen Ministeriums ankämpfen. Das Vorhaben mag irritieren. Oder ist es doch notwendig?

Anrufe bei der Telefonseelsorge können bestätigen: Neben den vielfältigen Problemen rund um Beziehungen belasten psychische Erkrankungen die Menschen immer mehr. Und auch in zunehmendem Maß fühlen sich die Hilfesuchenden – ob ausgesprochen oder auch nicht – einsam und sozial isoliert. Oft ist der letzte Satz, den wir hören dürfen: „Danke, dass Sie mir zugehört haben.“

Da sein, wenn andere sich nicht die Zeit nehmen können oder wenn tatsächlich sonst niemand schnell greifbar ist.

Da sein für ein Gespräch, das vertraulich bleibt.

Da sein und zuhören. Klingt ganz banal. Aber scheinbar ist es das, was viele Menschen in ihrem Umfeld vermissen. Dann decken wir – wenigstens für eine kurze Zeit – dieses Bedürfnis ab und gehen ein Stück des – manchmal leidvollen – Weges mit.

Wir begleiten, wenn jemand einsam, traurig oder wütend ist.

Wenn jemand in einer Beziehung unglücklich ist oder an einer seelischen oder körperlichen Krankheit leidet.

Wir sind da, wenn einfach alles zu viel wird und das Gefühl, nicht mehr weiterzukönnen, immer mehr Raum einnimmt.

Dann stehen ca. 100 Telefonseelsorgerinnen und Telefonseelsorger ermutigend und entlastend zur Seite.

Die Mitarbeitenden in der Telefonseelsorge arbeiten auf ehrenamtlicher Basis und absolvieren eine fachlich fundierte Ausbildung.

Für alle, die sich für ein ehrenamtliches Engagement in ihrer Freizeit interessieren: Der nächste Ausbildungslehrgang startet im April 2018 und dauert 1 Jahr. Details dazu auf www.telefonseelsorge-graz.at oder unter 0316/8041-860.

Für Hilfesuchende und deren Angehörige: Rund um die Uhr ist die **Notrufnummer 142** (kostenlos aus dem eigenen Bundesland und in österreichischen Netzen) ohne Vorwahl erreichbar. Und wer lieber schreiben möchte: unter www.onlineberatung-telefonseelsorge.at beantworten wir die Anliegen per Mails oder Chat.

Kindheit und Jugend in inhumaner Zeit. 1. Teil, 1934–1943

Gustav Zankl

Vorbemerkung der Redaktion: Gustav Zankl, geb. 1929 in Hartberg, ist Absolvent der Lehrerbildungsanstalt in Marburg [heute Maribor] und Graz, war Hauptschullehrer, Mitbegründer der Künstlervereinigung „Junge Gruppe“ und des „Forum Stadtpark Graz“, des Bundes Österreichischer Kunst- und Werkerzieher (BÖKWE), der EGTB (der Europäischen Gesellschaft für Technische Bildung), ist Initiator des internationalen Forschungsvorhabens der Päd. Akademien Graz-Eggenberg und Linz mit den Universitäten Graz und Saarbrücken zum Thema „Geschlechtsunterschiede bei der Körper-Raum-Wahrnehmungs- und Vorstellungsfähigkeit in der Pflichtschule“, betreibt seit 1966 Forschung an den „Farbquanten“ – Ergebnisse 2017 publiziert – und ist vielen bekannt als geschätzter Professor für Werkerziehung an der Pädagogischen Akademie der Diözese Graz-Seckau von 1969–1988. Er ist Autor einschlägiger Fachpublikationen, geistiger Vater des Faches „Technisches Werken“, ist seit langem Mitglied unserer Gemeinschaft und war jüngst (September 2017) in der steirischen ORF-Galerie mit einer eindrucksvollen Personale („Partizipation“) zu erleben. Er stellte uns seine Erinnerungen an Kindheit und Jugend während des nationalsozialistischen Regimes zum Abdruck zur Verfügung. Dafür danken wir ihm ausdrücklich. Die schriftliche Form dieser Erinnerungen entstand zu Beginn dieses Jahrhunderts und beruht auf Tagebuchaufzeichnungen und erhaltenen Notizen aus dieser Zeit, vor allem aber auf den persönlichen Eindrücken von damals. Wir bringen in diesem und weiteren Heften Auszüge daraus.



Entwicklung des Ich im dämmrigen Gestern. 1934

Ich erwache und der Vater ist nicht da. Bei Tagesanbruch haben ihn mehrere Männer abgeholt. In ein kleines Blechgefäß mit zwei

rundgebogenen Blechgriffen, braun emailliert, ist Suppe eingefüllt und mit einem gleichfarbig emaillierten Blechdeckel, dessen Rillenrand auf das Gefäß passt, verschlossen. Mit einem karierten Geschirrtuch umhüllt steht es in einem rechteckigen Korb aus Weidenruten, in dem schon zwei in weißem dünnen Papier eingewickelte Brote, einige Äpfel und ein Löffel liegen. „Messer darf keines beigelegt werden“, hat der eine Polizist Mutter eingeschärft, als sie Vater holten.

Mehrere Frauen mit Kindern, die wie wir Körbe tragen, gehen die lange Dammstraße [in Hartberg] hinauf. Vor dem dreigeschossigen gelben Gebäude stehen Polizisten und Soldaten mit Metallhelmen auf den Köpfen, andere Helme, als sie die Feuerwehrmänner tragen. Umgehängt haben sie Gewehre mit breiten Riemen, aber größer als jenes vom Jager-Sepp, und oben steckt ein langes Messer. Ein Soldat geht mit Mutter und mir die Stiege hinauf und führt uns in ein Zimmer. Vor aneinander gereihten Schultischen stehen schon einige Frauen und packen alles aus, was in den Körben liegt. Hinter den Schultischen sitzen Männer und öffnen jeden Topf, entfalten jedes Tuch, halten Flaschen gegen das Licht und schütteln sie. Endlich sind auch wir an der Reihe. Der Mann hinter dem Tisch rührt mit dem Löffel in unserem Suppentopf. Was sucht er denn? Wieder einpacken. Über den langen Gang, an halb geöffneten Klassentüren vorbei, treibt uns ein Polizist. In den Schulklassen stehen in Gruppen viele Männer, auf dem Boden ist Stroh aufgeschüttet. Ich kann gegen das Licht aus den vielen Gesichtern jenes von Vater nicht erkennen. Mutter zieht mich weiter.

Wir betreten ein großes Klassenzimmer. Es ist mit parallel gestellten Schultischreihen von einer Wand zur anderen in zwei Räume getrennt. Der Raumteil hinter den Tischreihen ist größer. Dort stehen Sessel, auf einigen sitzen Männer und essen, davor stehen Frauen und Kinder. Neben der Tür zwei Soldaten mit Gewehren und aufgesetzten Messern. Wir werden zu einem Tisch gewiesen und warten. Eine Tür zu einem Nebenraum öffnet sich und Vater kommt, von einem Polizisten begleitet, herein. Er ist durch die Tische von mir getrennt. Der Polizist fragt meine Mutter, ob dieser Mann ihr Mann sei. Ich lache und schreie „ja“. Ich will in dem

Augenblick, während Mutter den Korb auspackt, seitlich neben einer anderen Frau unter den Tisch zum Vater klettern, aber der Soldat mit dem Messergewehr zieht mich hervor und hält mich fest. Ich schreie, der Soldat stellt mich vor die Tür. Mutter kommt zu mir. Frauen kommen und gehen und verdecken mir die Sicht. Zwischendurch sehe ich, wie Vater hastig die Suppe auslöffelt.

Einige Tage später kommt Vater wieder nach Hause. Er hat lange Bartstoppeln im Gesicht. Die kratzen so, als ich ihn umarme ...

Die neue Umgebung und die Schule

Wir waren von Hartberg nach Eggenberg bei Graz in ein altes Schloss [Algersdorf, Baiernstraße 10–12] gesiedelt ... In der Wohnung ist mein Lieblingsplatz immer vor dem Fenster, der gepflegte Park darunter und die ständig sich verändernden Wolken-, Licht- und Farbbilder, die von den Hügeln mit den bunten Häusern von der Hubertushöhe kommen, eine Art vorweggenommenes Fernsehen, während Schloss und Umgebung bereits im Schatten des Plabutschrückens im Dunkel stehen. Da sitze ich dann auf der Kohlenkiste neben dem Herd mit seinen großen Eisenringen und sehe den Wolken zu, oder den Meisen, wie sie aus den Käsestücken, die am Fensterbrett liegen, Kegeltrichter auspicken.

„*Hasnerschule, Volks- und Bürgerschule der selbständigen Gemeinde Eggenberg zu Graz*“, so der vollständige Titel. Sie steht am Ende einer holprigen, staubigen Sackgasse – Schule und Schulhof eingezäunt – zwischen lang gestreckten Feldern.

Im Erdgeschoß die Knaben-Volksschule, mit dem gewichtigen Direktor Posawetz, eine Qualtinger-Figur würde ich heute sagen, im ersten und zweiten Stock die Bürgerschule. Frau Katzer, eine mollige mütterliche Dame, ist meine Lehrerin für die 1. und 2. Klasse.

Wenn das Jahreszeugnis nur „Einser“ ausweist, dann schenkt Kastner und Öhler, das größte Kaufhaus der Stadt, dem Besitzer dieser Einser einen Ball. Da ich so einer bin, bedeutet dies, mit der Straßenbahn in die Stadt fahren zu dürfen, um 10 Groschen eine Bendsorp-Schokolade mit blauer Schleife (ich sammle eifrig solche Schleifen) zu bekommen und das

Wichtigste, den Ball noch dazu ... Es ist ein weißer, kürbisgroßer Gummiball, in einem Netz aus Garn, mit dem schon einige Gleichaltrige aus dem Drehtor hervorkommen. Ich sehe den Neger mit seinem weißen Hemdkragen samt dunkler eleganter Jacke, der neben dem Eingang steht und die Gäste begrüßt, zuerst gar nicht. Erst als er nach dem Zeugnis fragt, wird mir klar, er hat was mit meinem Ball zu tun.

Nach dem Spielen kommt der Ball immer unter mein Bett. Eines Tages merke ich, dass die Sprunghöhe nachlässt, der Ball wird weich, bekommt Dellen, eine Vorform von Falten, er wird alt. Vater meint, man müsste es wie beim Fahrrad mit einem Ventil versuchen. An dieser Operation ist mein ehemals weißer, jetzt schon etwas zerkratzer und leicht ergrauter Gummiball gestorben.

Herr Sieber, dünn und lang, ist mein Lehrer in der dritten Klasse. Er ist nicht übermäßig freundlich zu mir, dies beruht auf Gegenseitigkeit. Einmal in der Woche, in der dritten Stunde, kommt ein etwas rundlicher kleiner, schwarz gekleideter Mann mit weißem steifen Kragen in unsere Klasse und wir (evangelischen) Ketzer, müssen, dürfen hinaus.

Auf der Schmalseite des Schulgebäudes stehen große Kastanienbäume mit dicken Stämmen. Es beginnt mit Verstecken, doch plötzlich trifft mich eine Kastanie und gleich geht es wild um. Beim raschen Aufheben neuer Wurfgeschosse habe ich einen Grasbüschel samt Erdballen in der Hand. Die Zielsicherheit hat sich damit sehr gesteigert und ein Volltreffer landet auf Haukes Schädel. Meine Erfindung wurde rasch Allgemeingut, wie es meist bei Fortentwicklungen besonderer Waffen ist.

Es läutet die Stunde aus und zwischen uns den Frieden ein. Es sollte vorerst ein Scheinfrieden sein, denn wir müssen in die Klasse. Mit rotem Kopf und Sand in den Haaren, hastig die letzten Bisse der Jause verschlingend, erwarten wir Herrn Sieber in der Klasse. Eigentlich nichts Besonderes, wäre da nicht sein Blick, der mich trifft. Die Unterrichtsstunde beginnt. Nicht ich, Hauke wird gerufen, ihn hat er vom Gangfenster aus erkannt. Bald stehen auch die übrigen Mitkämpfer vor dem Tribunal. Das Urteil wird nicht gesprochen, sondern vollstreckt. Der Rohrstock, dünn und geschmeidig wie Lehrer Sieber, liegt bereits auf dem Katheder. Hauke muss von uns

dreien als erster vor, ich bin der letzte. Die Hand offen vorgestreckt, klatscht der Rohrstock dreimal auf die Finger. Das Ritual wiederholt sich bei meinem Vordermann. Dann trete ich vor. Sieber holt aus, der Stock fährt ins Leere, ich habe die Hand blitzschnell zurückgezogen. Neben dem schwarzen Eisenofen liegen kantige Holzscheite. Darauf kniend verbringe ich den Rest der Stunde. Meine Mitschüler verlassen einzeln die Klasse, aber ich knie noch einige Zeit ...

In Reih und Glied stehen wir im Gang vor dem Schulhaustor. Lehrer Sieber überprüft, ob wohl jeder das rot-weiß-rote dreieckige Blechabzeichen mit den aufgeprägten Worten „Seid einig“ angesteckt hat, es ist die „Systemzeit“, bevor wir mit einem lautstarken „Grüß Gott“ aus dem Schultor stürmen ...

1938. Der „Umbruch“

Vater war, wenn er nicht Klavierstunden gab, meistens zu Hause, nur am Abend ging er weg, zur Chorprobe des Gesangsvereins oder zur Orchesterprobe in die Christus-Kirche nach Baierdorf. Vater war Musiker, Kapellmeister und seit Jahren arbeitslos.

In den ebenerdigen ehemaligen Stallungen, die parallel zu unserem einstöckigen Wohntrakt nur durch zwei Wiesenstücke und einen Mittelweg vom Schloss getrennt waren, wohnte Hans Samonig mit seiner Mutter. Er war, so erinnere ich mich, ein starker Bursche mit einem blonden Haarschopf, der sich anscheinend nicht bändigen ließ. Oft hatte Hans mich in die Luft geworfen und sicher gefangen. Arbeitslos und Chorsänger bei Vater war er auch. Manchmal, wenn ich die Aufgaben gemacht hatte, begleitete ich ihn, wenn er von Haus zu Haus zog. In den engen Höfen der Vorstadthäuser packte er seine Werkzeuge, eine Blechschere, zwei Klemmzangen aus und legte silbrig spiegelglänzende Blechtafeln neben sich. Die Gitarre durfte ich tragen. Er legte eine alte graue Decke auf den Boden, setzte sich im Türkensitz darauf und legte einen großen Lederfleck auf seine Oberschenkel. Mit einem Stechzirkel zog er zwei Kreise auf dem silbrig glänzenden Blechstück, das auf dem Leder lag. Hans schnitt nach dem Großkreis die Scheibe aus und mit der Klemmzange bog er die Seitenwand in Wellen

bis zum Kleinkreis, dem Boden, zu einer gefalteten und gewellten Kuchenform hoch. Das ging so hurtig, dass ich kaum mit dem Wegräumen der abgeschnittenen Blechteile zurecht kam. Nachdem einige unterschiedlich große Kuchenbackformen fertig waren, nahm er die Gitarre und sang die damals gängigen Schlager wie „Ich tanze mit dir in den Himmel hinein“ dazu.

Türen und Fenster öffneten sich und in Papier eingewickelt wurden einige Münzen herunter geworfen, die ich einsammelte und in seinen Filzhut gab. Einige Bewohner hatten ihm bei der Arbeit zugesehen. Manchmal wurde eine, öfter aber keine, aber einmal sogar drei Stück der Kuchenbackformen gekauft.

An einem Nachmittag im Jänner 1938 sagte Hans zu mir, ich sollte, wenn es finster wird, zum Waldrand hinaufsehen. Was ich denn da sehen werde, fragte ich. „Wirst schon sehen.“ – Das war es und weg war er.

Noch bevor der Mond aufgegangen war, leuchtete vom Waldrand am einzigen Baum, dem „Fangbaum“ am Kahlschlag, hoch oben, gute fünf Meter über dem Boden, am Stamm, die brennende Form eines Hakenkreuzes. Mama und ich sahen es deutlich.

Einige Zeit später hastete Hans die Holzstiege, die zum offenen Gang und zu mehreren, auch zu unserer Wohnung führte, herauf. Eine mattschwarze Pistole mit einem dunkelbraunen Holzgriff legte er auf den Küchentisch. Mama wickelte sie in ein kleines Handtuch ein. Über der Zierleiste und dem Gesims der Küchenkredenz, ganz oben, wo ich sie auch auf dem Sessel stehend nicht erreichen konnte, wurde sie versteckt. Auch Vater, der bei einer Musikprobe war, sollte von unserem Geheimnis nichts erfahren. Es war höchste Zeit. Gepolter, Rufe, wir hatten das Licht abgedreht, die Wohnungstür einen Spalt geöffnet, da sahen wir Polizisten vor Samonigs Wohnung. Ich hörte die Stimme seiner Mutter, dass Hans nicht da sei. Die Männer drängten in die Wohnung und durchsuchten sie. Es dauerte nicht lang, sie bestand nur aus einem Raum. Nach diesem Vorfall sah ich Hans einige Monate nicht. Er war nach Deutschland geflüchtet. Was mit der Pistole geschah, weiß ich nicht.

Es kam der „Umbruch“. Von unserem Fenster sah man den Hügel der Hubertushöhe mit dem Gasthaus „Schönacher“ ganz oben. Unter der Aussichtswarte, mit Blick auf die Stadt, stand ein Pfostengerüst, gute vier Meter hoch. Am Abend leuchteten, durch brennendes Öl in Blechdosen, die auf das Lattengerüst montiert waren, die Worte: „Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer“. Den Spruch hatte ich schon länger gekannt, auch die Ergänzung, die aber nur vereinzelt zu besonderen Personen mit vorgehaltener Hand leise gesprochen wurde: „Der gleiche Dreck wie früher.“

Hitler kommt

Vom gleichen Berg, etwas nordöstlich, oberhalb des Steinbruches der Brüder Just, sah man auf den Verschubbahnhof Gösting, der von der BULME bis zur Glasfabrik reichte. Ich sah von hier aus den Sonderzug, mit dem Hitler nach Graz kam. Dieser Sonderzug sollte fünf Jahre später für mich eine besondere Bedeutung bekommen. Über der Bahnstrecke flogen, während der Zug Richtung Hauptbahnhof fuhr, dreimotorige, mit dunklen und hellen, graublauen Flecken bemalte Flugzeuge. So viele und so große hatte ich bis dahin noch nicht gesehen.

Am nächsten Tag fuhr ich mit Mama in die Stadt „Hitler schauen“, wie man damals sagte. Der ehemalige Hauptplatz zeigte sich in ein rotes Fahnenmeer verwandelt und hieß nun „Adolf Hitler-Platz“. Mama und ich erreichten mit der damaligen „Tramway“, denn bald wird sie Straßenbahn genannt, den Jakominiplatz. Vater war nicht mitgekommen – dass es seine sozialdemokratische Vergangenheit war, die ihn davon abhielt, glaube ich heute nicht, eher war es die Arbeit an seiner „Erfindung“, einer Geldumrechnungsuhr. Schilling mussten in Reichsmark umgetauscht werden. Viel verdient hatte er dabei nicht. Immerhin etwas.

Wir standen vor dem Geschäftshaus „Scheiner“ – es hat das Jahrtausend nicht überstanden – und ich sah zuerst einmal nichts außer Menschenmassen. Ein älterer Mann brachte von den „Standeln“ am Jakominiplatz eine große Stehleiter. Kaum aufgestellt, zog er mich hinauf auf die

obersten Sprossen. In vier bis manchmal fünf Reihen dicht gedrängt standen die Menschen da unter mir. Auch auf der gegenüberliegenden Straßenseite das gleiche Bild, soweit man die Straße nach beiden Richtungen überblicken konnte. Etwas weiter vor uns, so erinnere ich mich, stand doch eine Mariensäule? Sie war mit vier nach oben schmaler werdenden Wänden verschalt, die mit roten Stoffbahnen mit dem Hakenkreuz in der Mitte bespannt waren. Ganz oben, wo die Figur stand, ein riesiger Blechteller, aus dem große Flammen schlugen.

Von der Richtung der Oper wälzte sich ein immer stärker werdendes Gebrüll zu uns. Ich sah viele offene Autos und im ersten stand ein Mann mit Schirmkappe und rostbrauner Uniform und schwarzem Lederriemen schräg über der Brust. Später sollte ich auch so einen „Überschwung“ tragen. Am Ärmel trug er eine rote Armbinde, sie sah aber etwas anders aus als diejenige, die Hans Samonig getragen hatte. Hinter ihm im Wagen saßen Männer in schwarzen Uniformen mit silbernen Kragenaufschlägen und von der Schulter bis zur Brust baumelten silberne Kordelschnüre. Einer fiel mir wegen seiner runden Brillen besonders auf. Jahre später sollten für mich diese Männer in schwarzen Uniformen und jener mit der runden Brillenfassung, Reichsführer der SS Himmler, Bedeutung bekommen. Die Wagenkolonne kam im Schrittempo näher, das Gebrüll auch. Die rechten Arme wurden hoch gestreckt. Ich konnte jetzt Worte verstehen wie „Sieg Heil“ oder „Heil, mein Führer“ und das mir bekannte „Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer“, der Nachsatz kam nicht. Der Leiterbesitzer rief mir zu: „Schrei doch und grüß den Führer.“ Ich hatte sicher den Mund offen, aber der Schrei blieb mir im Halse stecken. Es war der erste von vielen solchen und ähnlichen Zuständen, welche ich heute als Schock bezeichnen würde, die ich in den nächsten Jahren erleben sollte.

Ein Tag wie viele andere ging zur Neige. Es begann ein klarer Abend mit türkisgrünem Abendhimmel über dem schwarzen Bergrücken hin zum Fürstenstand. Doch langsam wurde der Himmel feuerrot und das Fahlgrau ging in tiefes Nachtblau über. Die Nachbarn riefen erregt durcheinander, ich konnte kaum etwas verstehen. Plötzlich zitterten und tanzten eigenartige hellblaue, gelbgrüne, dann violettblaue Lichtvorhänge am Himmel. Im

Norden stiegen sie hinter der Hubertushöhe und zum Schöckel hin. „Das Nordlicht, sehr selten in unseren Breiten“, hörte ich meinen Vater sagen. Es schauderte mich, wie er es sagte. Ich drückte mich an Mamas Körper. Angst hatte ich eigentlich nicht. Sicher war wieder der Mund offen und ich brachte kein Wort heraus. Einige tuschelten, ich verstand nur die Worte „Not“ und „Krieg“. So schnell wie das Ereignis kam, war es zu Ende. Extreme Magnetfelder und Sonnenprotuberanzen würde man heute sachlich feststellen. Welche Emotionen waren es damals für mich, nahe dem, was Naturvölker in ihren Mythen beschreiben.

Hans Samonig war wieder zurückgekommen. Das weiße Hemd mit der rot-weiß-roten Hakenkreuzschleife am Arm, die fleckige, löchrige und ziemlich steife Lederhose und die weißen Stutzen waren einer schnittigen braunen SA-Uniform mit einer eigenartigen Kappe gewichen. Auf dem Uniformrock trug er ein goldenes Parteiabzeichen.

Erst drei Jahre später sah ich Hans Samonig wieder. Er war in Militäruniform, trug das EK II, das EK I, das Sturmabzeichen und das Verwundetenabzeichen in Silber. Ich freute mich, ihn wieder zu sehen. Er war ein völlig anderer Mensch geworden, so habe ich diese Begegnung in Erinnerung. Kein Lächeln, die Haare kurz und struppig, zwei lange Narben im Gesicht bis zum Haaransatz, ein Blick, als würde er am Horizont etwas suchen. Er war schweigsam geworden. So viel ich auch von ihm wissen wollte, er wich all meinen Fragen aus. Nur weil seine Mutter alt und krank war? Um sie kümmerten sich die nachgeordneten Parteiorganisationen. Er gab mir seine Feldpostnummer. Als wir uns verabschiedeten, strich er mir mit beiden Händen über meinen Kopf und ging wortlos. Ich schrieb ihm, bekam aber keine Antwort. Zwei Monate danach wurde er mit seiner PAK im Donetz-Becken von russischen Panzern zermalmt ...

Der Onkel kommt nicht mehr

Wir wohnten nun in der Stadt, in der Kernstockgasse. Der kleine Raum mit einem Fenster, davor ein enger Hinterhof, wo Zweitaktautos der Marke DKW repariert wurden, war das neue Zuhause. Der Himmel war nur in der Größe einer Serviette zu sehen. Der süßlich riechende bläuliche Nebel der

Autoabgase der Zweitaktmotoren drang auch durch die geschlossenen Fenster. Kein weiter Blick auf die Hubertushöhe. Wann ich nur konnte, fuhr ich nach Eggenberg und half in der Gärtnerei. Im Sommer starb der alte Obergärtner, mit den Nachfolgern konnte ich nicht. Heute würde ich sagen: „zu geringe emotionale Bindung“. Ich hatte Eggenberg und meine Freunde verloren.

Vater hatte einen Musikalienladen aufgemacht. „Parlando“ hieß das Geschäft. Onkel Ernst, der als Lithograf bei der Firma Wall arbeitete, hat die Firmentafel gemalt und ich durfte die Pinsel in Terpentin auswaschen. Ein Geruch, der sich tief in meine Wahrnehmung eingrub. Der Laden war ein Verkaufsgeschäft und eine Leihanstalt für Platten, Grammofone zum Aufziehen mit einer chromglänzenden Kurbel. Auch hatten wir die ersten elektrisch betriebenen Plattenspieler von Telefunken.

Onkel Alfred, der Mann von Tante Anni, der Schwester meiner Mutter, war Aktionär der Firma Gösser und Bierfabriksbesitzer in Zagreb. Er hat uns über mehrere Jahre, während Vater arbeitslos war, mit Lebensmitteln versorgt. Einmal im Monat kam ein Mann mit Fahrrad und Anhänger, darin die „Fassung“. In einer Holzkiste verpackt, manchmal auch in Kartonschachteln, die ausgeleert ganz wichtig für mich waren, eng geschichtet die Dosen, und viele Papiersäcke, Südfrüchte und einige Tafeln Bendsdorp-Schokolade fand ich fast immer.

Onkel Alfred konnte eines Tages nicht mehr zurück nach Graz, er war Jude. Ich war gerade wieder einmal in der Villa in der Elisabethstraße, als ich mithörte, wie Tante Anni mit Onkel Alfred am Telefon sprach, er soll einige Zeit in Zagreb bleiben, bis sich der erste Wirbel gelegt hätte. Mein Onkel war im Ersten Weltkrieg beim Heer und verstand nicht, warum er nicht mehr zurückkommen sollte. Nur weil es jetzt Graz nicht mehr in Österreich, sondern in der Ostmark von Großdeutschland gab? Einige Jahre später, als ich in einer NS-Schule Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ lesen und interpretieren musste, verstand ich die Zwangslage meines Onkels. Onkel Alfred sah ich nie mehr, auch Dr. Stern, der mich öfters untersucht hatte, kam nicht mehr. Er sei weggefahren, bekam ich zur Antwort, wenn ich nach ihm fragte.

Die Villa in der Elisabethstraße gegenüber der Schule, wo ich noch vor einem Jahr, vom Balkon im ersten Stock, die große Parade des österreichischen Bundesheeres gesehen hatte, wurde „arisiert“, eigentlich weggenommen. Ich erinnere mich heute noch, welchen Eindruck mir diese Parade damals machte, besonders der Befehl „Zum Gebet“. Die Soldaten knieten mit einem Fuß, in der Hand hielten sie das Gewehr mit aufgeflepptem Bajonett. Sie hatten grüngraue Uniformen, einen breiten Gürtel mit Ledertaschen für die Patronen um den Bauch, an einer Seite des Stahlhelmes steckte grünes Eichenlaub und am Rücken einen Tornister mit einer aufgebundenen Decke.

Einige Bilder und Teppiche, einen haben wir heute noch, konnte sie behalten, alles andere wurde verkauft, nein verschleudert. Tante Anni wurde geschieden. Onkel Alfred blieb in Zagreb und wollte seine Fabrik weiter führen, obwohl ihn sein Bruder, der in New York lebte, zum Verkauf drängte. 1944 haben ihn die Schergen des Ustascha-Regimes erschlagen.

Kriegsbeginn 1939 und persönliche Krisen

„Seit fünf Uhr fünfundvierzig wird zurückgeschossen“ dröhnt es aus dem Lautsprecher. Alle Fenster sind offen. Ich schreie „Krieg, Krieg, Krieg!“ – Diesmal blieb mir der Schrei nicht in der Kehle stecken. Mama ist entsetzt. Am Sonntag, gleich in der Früh fuhren wir mit der Straßenbahn nach Baierdorf, wanderten über „Herrgott auf der Wies“ zum Thalersee und weiter ging es nach Plankenwarth. Im Rucksack hatte ich meinen Bleikristall in einer kleinen Holzschachtel, eine Verstärkerspule, den Kopfhörer und einige Meter mit Seide umspinnenen, isolierten Draht. Auf einer Anhöhe vor Plankenwarth spannte ich die Antenne auf die Äste einer kleinen Eiche, setzte die Kopfhörer auf und suchte auf den Kristallflächen mit einer Drahtfeder die Kontakte. Nach einigem Rauschen fand ich den Reichssender und hörte den ersten Wehrmachtsbericht von den Kampfhandlungen in Polen.

Vater und Mama trennten sich. Mama blieb noch einige Zeit im Geschäft. Der Krieg begann und Waren für eine gehobene Lebensqualität waren Luxusgüter. Produziert wurden Waffen. Dazu brauchte man Stahl,

und wir Buben von der DJ (Deutschen Jugend) waren die „Pimpfe“, eine Tei gliederung der HJ (Hitler-Jugend) und mussten die wertvoll gewordenen Altmaterialien sammeln. Haus um Haus wurde systematisch vom Dachboden, der ja entrümpelt werden musste – der „Luftkrieg“ wurde also doch erwartet – bis zum Keller durchsucht, jedes Stück Altmetall zusammengetragen und auf Leiterwagen oder Schubkarren zur Sammelstelle gebracht.

Die Krise der Ehe meiner Eltern begann in Eggenberg. Man hatte sich „auseinander gelebt“, würde man heute sagen. Die reiche „Kunstfreundin und Klavierschülerin“ Vaters war ebenfalls verheiratet. Sie lebte und wohnte getrennt von ihrem Mann im „Kastanienhof“, in einer alten Jugendstil-Villa am Hang in Baierdorf mit Blick über Graz. Mich hat Vater einmal mitgenommen. Sicher zum „Herzeigen“. „Sie“ ist mir als eine große, schlanke Frau in Erinnerung. Mit dem Wissen von heute trug sie die Züge jener Frauen, die Klimt gemalt hatte ...

Ich kam in das Moserhof-Heim. Es war der erste gravierende Einschnitt in meinem Leben. Die ersten Härten des „für sich Alleineseins“ brachen über mich herein und lösten ein emotionales Fiasko aus. Die vierte Volksschulklasse wurde in der Wielandschule begonnen. Die Pressionen im Heim veränderten mein Verhalten. Die Schulleistungen waren eine Katastrophe. Im Spätherbst habe ich das Heim verlassen. Obwohl die Wohnung in der Kernstockgasse bloß ein Abstellraum (Größe von 3 x 5m) unseres Grammophon- und Plattengeschäftes mit nur einem vergitterten Fenster in den Werkhof einer Autowerkstätte war, empfand ich die Glückseligkeit, zuhause zu sein, als grenzenlos. Die „Modellbauzeit“ brach an und bald entwickelte ich Eigenkonstruktionen von Segelflugmodellen.

Im Herbst 1939 begann meine Hauptschulzeit in der Marschallgasse. Ich fand neue Freunde, wichtiger waren aber einige Lehrer, die für mein Leben bedeutsam werden sollten.

Da war einmal Karl Penitz, Mathematik- und Zeichenlehrer, später an der RLBA (Reichslehrerbildungsanstalt) in Marburg jener Kunsterzieher, bei dem ich die Differenzierung der Farben erlebte und begriff. Nach 1945 war

er als ehemaliger „illegaler Nazi“ vom Unterricht suspendiert. Ich besuchte ihn öfters und bekam Ratschläge für meine Arbeit.

Dann war es Gustav Hafner, hier als Lehrer für Knabenhandarbeit. Bei ihm habe ich die erste in Leinen gebundene Mappe mühsam erarbeitet. Als expressiver Typ war Maßgenauigkeit das große Problem, hier lernte ich sie. Es war jene Schlüsselqualifikation, würde man heute sagen, die ich für den Modellbau brauchte. Nach dem Krieg, 1946, war es der „Widerstandskämpfer der Resistance“ Hafner, der uns NS-Geschädigte an der LBA erstmals mit moderner Kunst konfrontierte, der Picasso und Fernand Léger im Pariser Untergrund kennen gelernt hatte. Er war ein begnadeter Lehrer, der es verstand, dem Feuer der Begeisterung für die Moderne unendliche Energie zu geben. In Einzelaufträgen förderte und forderte er jeden von uns. Projektorientierten Unterricht, würde man heute sagen, gestaltete er, bevor es diesen Begriff in der Pädagogik überhaupt gab.

Dann war da Dr. Schwarz, der Klassenvorstand in unserer ersten Hauptschulklasse. Ein Lehrer mit hoher psychologischer Handlungskompetenz. Eine Seltenheit in der NS-Zeit.

Ich fand mein inneres und äußeres Gleichgewicht wieder. Doch meine Lebensqualität veränderte sich bald. Im November 1940 kam ich in das NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt)-Heim nach Leoben.

Leoben 1940 bis 1943. Das Heim und die NS-Ideologie

Es war am Beginn der 2. HS-Klasse, als ich nach Leoben kam. Mama musste eine Arbeit suchen, die Scheidung stand bevor. Ich war erst kurz im Heim, 11 Jahre alt, als ich und einige Gleichaltrige vor einer Gruppe der SS- und SA-Männer antreten mussten. „Ein Lied, 2–3,“ kam der Befehl, und schon stimmten wir die „Blauen Dragoner“ an. Jeder von uns wurde einzeln befragt. Ich erinnere mich an die letzte von einer Vielzahl gestellter Fragen. „Was kommt nach dem Dritten Reich?“ Ohne viel nachzudenken, sagte ich logisch: „Das Vierte“. Damit war meine mögliche „Karriere“ an einer AHS (Adolf-Hitler-Schule) oder einer NAPOLA (Nationalpolitische Erziehungsanstalt) vorzeitig beendet. Da half auch nicht,

dass ich die meisten anderen Fragen richtig beantwortet hatte. Das System verlangte vorgegebene Antworten – nach dem Motto: „Denken überlässt du den Pferden, die haben größere Köpfe“, denn nach dem Dritten Reich, dem Tausendjährigen, kann nur die Katastrophe folgen – so war es auch.

Leoben war kalt, nicht nur im Winter 1941/42, wo die Mur vollständig zufror. Es froren auch unsere Deckenüberzüge durch die ausgeatmete Luftfeuchtigkeit steif. Die Schlafsäle waren nicht beheizt. Auch die Soldaten an der Ostfront erleiden Kälte, hieß es, und wir sollten ebenso stahlhart werden. Es gab für die extreme Kälte eine dünne graue Überdecke. Die gleiche war im weißen Baumwollüberzug eingelegt. Die Zahl der Bettnässe stieg. Es gab keinen von uns, der nicht irgendwann „Landkarten“ (aufgetrocknete Urinringe) produzierte. Bei der täglichen Morgenkontrolle wurden sie und die „Zeichner“ aufgedeckt und zur Meldung vor der gesamten Einheit gebracht. Sie standen an diesem Tag immer am Ende der Einheit am Gang. Beim Abendessen gab es für die „Nässer“ keinen Tee. Oft halfen Tricks, wie sofort das Leintuch reiben, um die Urinfeuchtigkeit mit der Körperwärme aufzutrocknen, damit keine Ringe am Leintuch entstehen. Auf der Matratze konnte man neue Ringe nicht mehr nachweisen, die hatte schon so viele von den Vorbesitzern. Es roch fast immer nach Urin und die Fenster waren dichter beschlagen oder verfrorener als sonst.

Die einzelnen Schlafsäle waren nach erfolgreichen „Helden“ von Heer, Luftwaffe und Marine benannt, Kapitän Prien bei den U-Booten usw. Die jeweiligen Saalmannschaften identifizierten sich derart, dass der Saalkommandant auch das ganze „Lametta“ trug. Das waren alle Auszeichnungen, die der jeweilige Held besaß. So trug ich neben anderen auch das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern. Major Wick, der Fliegerheld, trug sie ja auch. Makaber, Wick war gefallen und ich hatte das „Lametta“ am Schlafanzug angesteckt bzw. um den Hals hängen. Dadurch wurde jedes Denken militärisch strukturiert und auf das „Großdeutsche Reich“ gerichtet, dafür hatten wir zu leben und zu sterben.

Der Tagesablauf hatte immer ein zentrales Ordnungssystem: Raus-treten – am Flur in Linie der Größe nach antreten – und stehen, bis der

nächste Befehl kam. Antreten und stehen wurde zum Ritual. Z. B.: Stehen – einrücken in Gruppen in den Waschsaal – raustreten, stehen; einrücken in den Schlaflsaal zum Bettenbau (mit Kantenpflege bei den Pölstern, mit zwei Hartholzbrettern die Kanten pressen), ankleiden, die Wäsche lag zusammengelegt auf dem Hocker – raustreten, stehen; einrücken in den Speise-saal, Jause in Aludosen fassen – raustreten, stehen; einrücken in den Schuhraum – raustreten, stehen; ab in die Schule in Jahrgangsgruppen ... Wir hatten während des ständigen Antretens und Stehens am oberen Rand der Holzvertäfelung im Gang oft minutenlang den Handkantenschlag geübt, um die Halsschlagader des Gegners im Nahkampf zu treffen oder im Gur-gelbereich Lähmungen zu erwirken. Alle Gedanken und Übungen zielten immer auf Härte und Kampf ...

Abrücken zur Abendveranstaltung. Entweder Heimabend mit Singen, Lernen neuer Marschlieder oder mein verhasstes Boxen oder zweimal in der Woche Parteigeschichte, heute würde man sagen „Politische Bildung“. Das waren Vorträge oder Lesen in ausgewählter Parteiliteratur mit Interpretati-onsversuchen unter Leitung von Parteistrategen.

Ein Beispiel dazu: Ich war knapp 13 Jahre, als unsere gleichaltrige Gruppe unter Leitung eines Parteistrategen über ein Kurbelgrammophon und eine Wachsplatte, die sehr gehütet wurde, Hitler-Reden vorgespielt bekamen. Jedem von uns wurde ein Abschnitt, oft nur ein Satz, zugewie-sen. Ich bekam den Satz aus der geheimgehaltenen Rede vom 29.8.1939 vor der Generalität des OKW: „Danzig ist für mich eine Sentimentalität des deutschen Volkes. Die Vorsehung hat mir eine Armee gegeben, ich habe zuzuschlagen.“

Wie würde ein Dreizehnjähriger heute solche zeitgeschichtliche Sätze interpretieren? Ich hatte damals eine einjährige politische Schulung hinter mir und das DJ-Scharfschießabzeichen an der Brust, begann Fanfare zu blasen, hatte weitere Flugmodell-Eigenkonstruktionen gebaut, die auch leidlich flogen, und einige Abschnitte in Rosenbergs „Mythus des 20. Jahr-hunderts“ gelesen und interpretiert bekommen.

Unsere geheime oberste Führung war die SS. Unseres und ähnliche Heime waren als NSV-Heim getarnt. Wir waren einige Zeit das „reichsbeste“

und bekamen über Himmlers Auftrag den silbernen Ärmelstreifen mit in schwarzer Seide gestickten Worten „Fähnlein Siegfried“.

Der Zwang und die psychische Befindlichkeit

Nach heutiger Sicht war es das perfekte System, jungen Menschen ihre individuelle Entwicklung zu brechen. „Du bist nichts, dein Volk ist alles“ – das bedeutete bedingungslose Ideologietreue, keine Skrupel zu haben und alles brutal zu vernichten, was dem deutschen Volke schadete. Wir waren einer konsequenten, der Altersstufe angepassten „Hirnwäsche“ (Emotionen entstehen im Hirn) ausgesetzt. Ein Austausch der bisher anerzogenen Werte wurde durch die NS-Ideologie und ihre Strukturen bei den meisten rasch umgesetzt. Das Ziel der Verringerung bzw. Auslöschung der Hemmschwellen, um Brutalitäten als selbstverständliche Handlungen für die Idee zu setzen, gelang fast durchwegs. Wenn bei einigen doch ein Nachdenken und Zögern bemerkbar wurde, gab es für jeden Einzelnen ständig neue Aufträge als präzise definierte Pflichten, um für das System sinnstiftende Energieaufladungen zu bewirken, mit dem Ziel des endlos dauernden Gehorsams für das Tausendjährige Reich.

Für uns galt, niemandem in sein Denken, sein Ich Einblick zu geben. Es entstand ein Zustand der extrem wachen Anpassung an die jeweilige Situation. Es gab kaum, meistens keine Übereinstimmung mit Gleichgesinnten, man kannte sie oder vermutete ähnliches Denken. Miteinander sprechen, sich anvertrauen, hätte zur Katastrophe der Aufdeckung geführt. Jeder hatte jeden zu melden. Das perfekte Spitzelsystem.

Eine der ärgsten Belastungen für mich war das totale Sprechverbot über Heiminterna gegenüber Eltern und Außenstehenden. Und es überrascht mich heute noch, dass dieses Gebot von allen, auch von mir, eingehalten wurde. Ich erinnere mich noch, wie entsetzt meine Mutter war, als ich ihr einmal andeutete, dass ich ihr vieles nicht sagen dürfte. Aber „weiß“, sagte ich, „wenn wir nicht auf Schießscheiben, sondern auf die ‘Pappkameraden‘ schießen, sehe ich in der hellen Kopffläche unter dem Stahlhelm das Gesicht von Hitler und ich treffe immer“. Das DJ-Scharfschießabzeichen habe ich rasch erhalten. Damals war ich dreizehn Jahre

alt. Heute würde jeder Psychiater diese Pressionen, denen wir ausgesetzt waren, als sichere Voraussetzung für „Dauerschädigung mit hoher Depressionswahrscheinlichkeit“ diagnostizieren und erwarten.

„Alles dient dem deutschen Volk und dem großen Krieg“ und „Ihr seid die Elite des Volkes“ war die Begründung der Härte, der wir ausgesetzt waren. Himmler sprach einmal zu uns folgende Sätze: „Ihr seid die Garanten des deutschen Reiches, einige von euch werden im Osten als Gauleiter stehen.“ Was wäre wirklich aus uns geworden? Parteisoldaten im Osten und mit großer Sicherheit schon lange verreckt im „Heldengrab“. Ich hatte bereits damals keine politischen Ambitionen, ich wollte Flieger, Jagdflieger werden.

Pressionen führen, je nach Struktur der Persönlichkeit, zu intelligentem Verhalten (J. Piaget: Intelligenz ist differenziertes Anpassungsverhalten) oder es zerstört die individuellen Werte, u. a. die gesamte Persönlichkeit im Sinne des Humanen. Das wollte das System und hat es bis auf wenige Ausnahmen fast immer erreicht.

Aus jungen Menschen wurden automatisierte Befehlsempfänger mit perfekt ablaufender Ausführungsmotorik ohne rationale und/oder emotionale Hemmung. Tötungsmaschinen, wie es sich einst und jetzt alle Militärstrategen wünschten und wünschen ...

Meine Beziehung zur „bildenden Kunst“ und der Konflikt mit dem System

Als knapp 15-Jähriger hatte ich nicht nur eine Scharfschützenausbildung und Panzerabwehrschulung hinter mir (im Mannloch von Beutepanzer überrollt, mit Haftladung den Panzer von hinten anspringen, anbringen und abrollen, Panzerfaust gab es ein Jahr später), konnte das MG-42 (Maschinengewehr) in der Finsternis zerlegen und zusammenbauen, die Nord-Südrichtung meditativ bestimmen, sondern habe auch die Aufnahmetests für eine Flugzeugkonstruktorschule (eine Form der HTL) in München bestanden. Zum Besuch dieser Schule kam es nicht. Einmal wurde die Schule in München durch Bomben in Schutt und Asche gelegt, aber entscheidender war meine Aktion als „kunstsachverständiger Hitler-Junge“. Ich hatte immer gerne gezeichnet und Flug- und Bootsmodelle gebaut.

Hitler sollte das „reichsbeste Heim“ besuchen. Am Abend, es war so um 21 Uhr, wir waren schon in unseren „Einheiten“ (Schlafsäle, benannt nach den Heroen der Zeit, meiner, den ich befehligte, war das „Geschwader Wick“, benannt nach einem gefallenen Jagdflieger). Es gab Alarm, Aufstellung im großen Tagraum, dann das Kommando „reiben“: Das Gesicht musste mit den Händen gerieben werden, denn deutsche Jungen haben rote Wangen zu haben. Knallende Stiefelschritte im Flur – Gauleiter Uiberreither und die „Goldfasane“ (NS-Fürsten, meist mit dem goldenen Parteiabzeichen) und etliche Führer der SS, des SD (Sicherheitsdienst) und der Waffen-SS traten ein.

Ein Lied, kurze Fragen aus der Genesis der Partei, präzise Antworten, hatten doch fast alle 13- bis 16-Jährigen Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ gelesen, die Konsequenzen aber kaum verstanden. Plötzlich wendet sich der Gauleiter zum Fähnleinführer und fragt ihn, wer in der Einheit etwas von Kunst verstünde. Mein Name wird genannt. Ich trete vor und nehme Haltung an. Der Gauleiter zu mir: „Welche Bilder würdest du aus diesem Raum entfernen?“ An einer Mauerfläche zwischen zwei Fenstern hing ein kleines Ölbild mit Enzianblüten bei Sonnenuntergang. Ich deutete auf dieses. Der Gauleiter befahl einem Jungen unserer Einheit, das Fenster zu öffnen, das Bild abzunehmen und es durch das Fenster zu entfernen. Das geschah dann noch mit zwei anderen Bildern. Denn, so der Gauleiter: „Hier sollen Bilder von NS-Malern hängen.“ Über dem Klavier hing ein Öl-Bild des Malers Exner, ein „Führerbild“ von Hitler. War es mein gespeicherter Hass durch die Pressionen der letzten Jahre, die Sprechverbote gegenüber Eltern und Außenstehenden oder die ständigen „Rollen“ durch die Gruppe? (Abgewandelte preußische Züchtigungsform: Zwei Kameraden hielten dich im „Schwitzkasten“, der Hintern war entblößt und 35 schlugen einzeln mit der flachen Hand zu, wer nicht fest schlug, bekam auch die „Rolle“. Es blieb nie bei einer Rolle ...) Ich weiß es heute nicht, jedenfalls zeigte ich auf dieses Bild von Hitler.

Der Junge nahm das Bild vom Haken und hielt es zögernd in den Händen. Das Gemurmel der Uniformierten war verstummt, ich empfand eine Totenleere und ein Gefühl des Schwebens. Vor der Entscheidung war der

Gedanke an das Gefragtwerden. Ich hätte schlüssig geantwortet: „Das Bild passt nicht über das Klavier.“ Dazu kam es nicht. Der Gauleiter fragte mich nach meinen Eltern. Da schoss mir die Angst hoch, wir wussten von den KZ-Lagern und den Judenliquidierungen. Dann ein Lied und die braunen und schwarzen Gestalten verschwanden. Es sollte nicht die letzte Begegnung mit dem Gauleiter gewesen sein.

Meine Freunde waren entsetzt und davon überzeugt – jetzt erschlägt er dich, der Goldfasan und Heimleiter Herdmann, der sich durch harte Führung des Internates vor dem Einsatz an der Front fernhielt (was ihm wenig nützte, er wurde 1945 erschlagen). Er kam und tobte: „Meine reinen deutschen Hände werde ich nicht an diesem ostmärkischen Schwein schmutzig machen.“ Er werde meinen Weg „zeichnen“ – er machte sie schmutzig. Ich überstand die Ohrfeigen, eigentlich hatte ich die „Rolle“ erwartet.

Die „Kunstaktion“ zeigte Folgen. Meine Führerstellung in der Einheit, im Fanfarenzug, die Blasmusikstunden in der Musikschule, die ersten Ansätze zum Segelfliegen mit der SG 38, meine Aufnahme in die Ingenieurschule, alles war beendet, dafür Sprechverbot mit allen und Bunker (jede Freizeit im Keller, alle Schuhe putzen). Noch war nicht alles ausgestanden.

Hitler soll doch kommen. Meine Freunde im Fanfarenzug „patzten“ fürchterlich. Sie marschierten im Kreis und bliesen falsch. Ich hörte es im Bunker. Bei einigen waren die Lippen aufgesprungen, sie hielten sich wacker – und bliesen falsch.

Es ereignete sich während des Essens und war ein uns schon bekanntes Ritual: Ich hatte noch immer „Sprechverbot“ und saß abseits der anderen. Herdmann kam herein und sprach die für uns immer schwierig zu beurteilenden Worte „Ihr Brüder vom heiligen Stamm.“ – Wir als Juden konnten ja nicht gemeint sein, daher gab es dazu nur zu brüllen: „Wir sind keine Brüder vom heiligen Stamm.“ Danach musste man extrem vorsichtig reagieren. Was wollte er? Ist die folgende Ansage zu bejahen oder zu verneinen, im Chorus natürlich – aber wie? „Sollte er wieder sprechen dürfen?“ – auf mich zeigend. Was sollen sie nun schreien? Ja oder nein? Der Tonfall war es, der den Daumen nach oben zeigen ließ. Sie brüllten „Ja, Heimleiter“. Er setzte nach: „Soll er wieder blasen dürfen?“ Ich war damals der Einzige, der

das C noch schaffte. Jetzt war die Entscheidung schon leichter, man kannte die Richtung. Wieder brüllte die Gruppe „Ja, Heimleiter“. Das Ritual erforderte, dass ich aufsprang, da musste der Sessel wegfliegen, so stramm musste das sein. Auch die Antwort war ritualisiert: „Ich danke euch, ich danke dem Heimleiter.“ Der Sessel lag noch auf dem Boden, das Essen war nicht fertig gegessen – aber die Freunde vom Fanfarenzug erhoben sich blitzartig und holten die Instrumente.

Drei Tage später kam Hitler, aber nicht ins Heim. Am Bahnhof Leoben fuhr ein besonderer Zug ein. Sein Waggon blieb direkt vor unserem Fanfarenzug stehen. Links von uns eine Einheit der Waffen-SS, rechts von uns alle Parteigruppierungen. Hitler stieg aus, kam auf uns zu, wir bliesen ihm förmlich ins Gesicht, er hob den rechten Arm angewinkelt zum Gruß, die Linke an der Koppel. Er sah durch mich, durch uns durch, so haben wir es empfunden, schritt die Front ab, während der Panzerzug langsam vor rollte. Die Militärkapelle intonierte den Badenweiler Marsch. Offiziere schauten aus dem Planwaggon, überall waren Pläne, Landkarten sichtbar und teilweise auf die Fenster geklebt. Dann ein Plateauwaggon mit zwei Geschützen der Vierlingsflak, dahinter zwei Wagen voller Sandsäcke, vor der Lok die gleiche Anordnung – eine fahrende Festung. Hitler war längst wieder eingestiegen und der Zug beschleunigte in Richtung Bruck.

Die Schule war extern und voll vom Heim abgekoppelt. Beim Klassenvorstand Bergmann meldete ich mich zur Aufnahmeprüfung in die Reichslehrerbildungsanstalt (RLBA) Graz in Marburg an, da ja mein Traum, in die Flugzeugkonstruktionsschule zu kommen, von Herdmann und den Bomben verhindert wurde.

Aus der Gemeinschaft

Wir begrüßen als neue Mitglieder

OSR Vdir. Elisabeth Klammer, Markt Hartmannsdorf
Mag.a Regina Zwitter, Peggau
Mag. Valentin Zwitter, Peggau

In memoriam

Siegfried Trefflinger, Altenmarkt
SR Anna Schlögl, Hatzendorf
Maria Preininger, Graz
OSR Peter Paar, Hartberg
VDir. Othmar Klammer, Markt Hartmannsdorf
Anna Trabesinger, Graz

Wir gratulieren

Lieber Karl Haas!

Heute gratulieren wir Dir zu Deinem 92. Geburtstag. Ich freue mich sehr darüber, dass gerade ich unsere Glückwünsche überbringen darf: Persönlich kennen wir uns wohl schon mein ganzes Leben lang – mein Vater ist Dir freundschaftlich verbunden, Eure gemeinsame Arbeit für den



Arbeitskreis „Umfassender Schutz des Lebens – *aktion leben* in der Steiermark“ gehört zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen. Es ist überflüssig, hier im Rahmen der KLE aufzulisten, was Deine Lebensstationen waren – man kann Dich getrost als kirchliches Urgestein bezeichnen, das etwa im Diözesanrat oder eben in der KLE zu finden war und ist. Kaum zu fassen, dass Du beinahe ein ganzes Jahrhundert überblickst!

In diesen fast 100 Jahren hat unsere Welt sich mehrfach stark verändert. Du bist in der Zwischenkriegszeit geboren, hast den Krieg miterlebt und – auch noch nach dessen Ende – schlimme Entbehrungen ertragen. In diese Jahre fällt die Zeit Deiner Ausbildung, der ersten Berufsjahre, der Gründung Deiner Familie. In der Nachkriegszeit hat Euch aber nicht nur der körperliche Hunger gequält – Ihr wart damals auch hungrig nach etwas ganz Anderem. Im Glauben habt Ihr gefunden, was Euch so bitter gefehlt hat, diesen Befund wage ich als „Nachgeborene“. Der Glaube hat das fehlende *plus ultra* geschenkt und transzendentes Denken erlaubt, die Kirche dazu Heimat und Gemeinschaft ermöglicht. Österreich hat sich zu einem Wohlstands- und Wohlfahrtsstaat entwickelt: Im geteilten Europa (unter dem sich meine Kinder nichts mehr vorstellen können), danach, als der Fall der deutschen Mauer und die EU das Gesicht Europas verändert haben, bis heute, in einer Welt, die globalisiert ist und (dennoch) definiert durch neue Nationalismen.

Drei ganz persönliche Konstanten charakterisieren Dich wohl in allen Phasen Deines Lebens bis heute:

Menschen wie Du sind sich ihrer Charismen und ihrer Talente bewusst. Sie nehmen sie an (manchmal nicht so gerne – man liest, dass Du eigentlich nicht Lehrer werden wolltest) und deuten sie aus einer grundlegenden Verantwortung heraus: Was ist mir gegeben? Wie kann ich meine Fähigkeiten so einsetzen, dass sie nicht (nur) mir persönlich, sondern möglichst

vielen nutzen? Wie gestalte ich mit ihnen meine Lebenswelt bewusst mit? Du engagierst Dich nun schon Jahrzehnte in vielen Bereichen der Kirche und darüber hinaus. Deine Familie hatte es nicht immer leicht damit – ihr und besonders Deiner lieben Frau Gretl ist sehr zu danken dafür, dass sie das alles mitgetragen hat.

Menschen wie Du sehen all dies auch als Gnade, deren Erkennen einem letztlich immer Demut abverlangt und Dankbarkeit für das Geschenkte.

Und Menschen wie Du leben aus einem ganz tiefen Vertrauen, aus dem Bewusstsein, dass Gott uns trägt.

Charismen, Gnade, Vertrauen: Ich wünsche Dir zum Geburtstag, dass diese Konstanten für Dich weiterhin bestimmend bleiben mögen.

Ad multos annos, lieber Karl!

Anna Hollwöger (Generalsekretärin der Katholischen Aktion)

Liebe Roswitha Von der Hellen!

Vor etwa 10 Jahren hatte ich dich bei einer KLE-Veranstaltung kennen gelernt. Mein erster Eindruck: Du bist keine laute Person, keine, die sich triumphierend und lautstark in den Vordergrund drängt. Vielmehr erlebte ich dich eher zurückhaltend, die Rolle der klugen Beobachterin im Hintergrund spielend. Mehr Sein als Schein, so dein Lebensmotto. Dieser Charakterzug verbindet sich glücklich mit einem zweiten: dass du manchmal sehr wohl aus deiner hintergründigen Rolle trittst und dann wie ausgewechselt zu einer fachkundigen und kunstsinnigen Reiseleiterin wirst, die auch eine große Gruppe gut im Griff hat und Gustostücke der Kunst, Kultur und Volkskunde ihrer Reisegruppe bestens vermitteln kann – nicht nur in Österreich und anderen Ländern Europas, selbst in Indien und Nepal. In dieser Rolle des weiblichen



Cicerone erlebte ich dich erstmals in Slowenien, später dann auf Fahrten in Kärnten, der Steiermark, in Oberösterreich und zuletzt in Berlin. Hier bist du überhaupt die große Kennerin dieser faszinierenden Stadt, was wohl auch damit zusammenhängt, dass einer deiner zwei Söhne dort mit seiner jungen Familie lebt und du immer wieder bei ihm zu Gast bist.

Eine andere Facette deiner Wesensart lernte ich erst später kennen: deine soziale Ader. Du bist seit langem in der Krankenhauseesorge aktiv, besuchst dort schwerkranke Menschen, bist im Vorstand der Leukämiegesellschaft tätig und kümmerst dich regelmäßig um deine zwei älteren, kränklichen Brüder. Dein soziales Engagement hast du wohl in deiner Familie erworben. Als vorletztes Kind von sieben Geschwistern einer Lehrerfamilie aufgewachsen, hast du die langen Nachkriegsjahre bis zu deiner Matura 1971 erlebt, eine Zeitspanne, die damals weder von großem Fortschritt noch von großem Wohlstand geprägt war. Trotzdem ermöglichten dir die Eltern eine hervorragende Bildung: Acht Jahre *Sacré Cœur* in der Grazer Petersgasse, daher acht Jahre Französisch in einer Schule, die damals als das vornehmste Mädchengymnasium in Graz galt. Daher kommt auch deine frankophile Einstellung, zumal damals der Französisch-Unterricht noch sehr stark kulturbezogen war. Die geforderten *Appréciations de la lecture* deiner geschätzten Französisch-Professorin gehen dir jetzt noch bisweilen im Kopf herum, wie du mir erzähltest. Deine Französisch-Kenntnisse waren wohl auch der Grund für so manche Reise nach Frankreich, die du später dann für die KLE organisiert hast. Nach der Matura gehörst du zu den frühen Absolventinnen der Pädagogischen Akademie in Graz-Eggenberg und hattest dort auch – wenn ich das als persönliches *Aperçu* hinzufügen darf – meinen Vater als Praxisbetreuer erlebt. Bald nach Abschluss der VS-Lehramtsprüfung in Eggenberg hast du die HS-Prüfung für die Fächer M, F und BE absolviert, warst an Hauptschulen in Graz und Graz-Umgebung tätig und hast schließlich drei Kinder zur Welt gebracht und großgezogen. Jetzt bist du Witwe und erfreust dich zweier Enkelkinder. Aber all das war dir nicht genug. Schon während der Karenzzeit hast du ein Studium in Graz begonnen und in kürzester Zeit abgeschlossen. Während sich das andere erst im Ruhestand leisteten, hast du so in jungen Jahren Volkskunde (heute heißt das Fach *Europäische Ethnologie und*

Kultur-Anthropologie) und Kunstgeschichte studiert und das Studium mit Auszeichnung absolviert. 1992 hast du noch ein vollständiges Studium der Philosophie abgeschlossen. Da fehlt dir nur noch die Dissertation, auf die du dann aus familiären Gründen verzichtet hast. Insgesamt ist das ein weiter Horizont, den du dir damit angeeignet hast und der sich auf deinen KLE-Reisen als höchst wertvoll erweist. Beigetragen hat dazu wohl auch dein familiäres Umfeld. Betritt man dein schönes Haus in Kroisbach, das in erhöhter Lage auf einem der letzten Ausläufer des östlichen Rosenberges liegt, so spürt man, wie dein Haus Kunst und Kultur atmet. Da hängen – wohl aus altem Familienbesitz stammend – Aquarelle von Franz Weiß und deinem Vater, Grafiken von Suitbert Lobisser und Hans Hauke und Gemälde von jüngeren Künstlern. Von der Terrasse genießt du den weiten Blick in den Süden, auf den Leechwald und darüber hinaus. Manchmal wird dir das jetzt vielleicht auch zum Rückblick, zum Rückblick überhaupt auf ein gutes Stück Leben, das es dir nicht immer leicht gemacht hat. Aber dein Interesse für Kunst und Kultur, für Reisen und all das Schöne, das man dabei erleben kann, und das alles für die und mit der KLE, also Kunsterfahrung in der Gemeinschaft, das möge dir weiterhin Freude bereiten und Befriedigung verschaffen. Seit Juni 2014 arbeitest du in unserem Vorstand mit.

Den Dank für dein Engagement in der KLE und für deine bisher geleistete Arbeit für uns möchte ich anlässlich deines halbrunden Geburtstages hiemit in meinem Namen und in dem des Vorstandes herzlich und aufrichtig abstaten.

Wolfgang J. Pietsch

Lieber Reinhold Haring!

Sollte jemals die Geschichte der KLE geschrieben werden, erhieltst du darin einen Ehrenplatz. Dies deshalb, weil du bis zum Vorjahr durch nahezu 25 Jahre hindurch die Familiensingwoche in Schloss Seggau geleitet und ihr zu einem neuen Aufschwung verholfen hast. Unter deiner Ägide wurde sie quasi ein neues „Format“, eine Veranstaltung mit mehr als



200 Teilnehmern. Diese Leistung habe ich in unserer Zeitschrift vielfach gewürdigt, zuletzt in Heft 3/2017. Nun hast du einen Nachfolger gefunden, Herrn Dr. Gunter Pachatz, den Direktor des Grazer Pestalozzi-Gymnasiums, ebenfalls einen Musiker von hohen Graden. So geht es jetzt um deinen 70.

Geburtstag, den du am 2. Jänner des Jahres feiern konntest, geht es um deine ganze Person, nicht nur um die musikalische Seite deiner Persönlichkeit. Was bist du für ein Mensch? Welche Werte haben dich in deinem Leben bewegt? Vor etwa 15 Jahren hab ich dich erstmals in unserem Vorstand kennen gelernt. Was mich von Anfang an beeindruckte, war dein Einsatz, deine Begeisterung, dein Feuer, wenn du im Vorstand der KLE für eine Sache kämpftest. Das war z. B. dein Bemühen um die finanzielle Sicherstellung der Familiensingwoche. Oft waren es auch kirchliche Probleme, über die du in unserem Vorstand mit Engagement gesprochen hast. Wie hast du etwa dafür geworben, dass die katholische Kirche endlich *virī probati* – warum nicht auch *feminae probatae?* – zum Weiheamt zulässt!

Deine musikalische Begabung und dein musikalisches Interesse wurden – wie das oft der Fall ist – in Kindheit und Jugend grundgelegt. Da gab es, wie mir aus einem zugespielten *Curriculum vitae* bekannt ist, einen Großvater namens Rudolf Strobl, der ein Vollblutmusiker war, zudem Bezirkschorleiter und Dirigent eines Kammerorchesters, der damals schon „Jazzelemente in die Weststeiermark brachte“. Da gab es ferner die Sängerin Maria Kouba, die bei dir zu Hause in Köflach ihre Opernarien probte. Das hatte etwa zur Folge, dass du schon als Kind ganze Passagen der *Salome* auswendig mitsingen konntest. Damit wären wir wieder bei der Musik gelandet. Eine so frühe Begegnung mit qualitätvoller Musik muss Konsequenzen haben, wenn die entsprechende Begabung vorhanden ist. Aber da gab es natürlich auch die schulische Ausbildung, die du erst in Köflach und

schließlich am Grazer Hasnerplatz genossen hast. Lehrer wolltest du schon immer werden. So war der Besuch an der „Bundeslehrerbildungsanstalt“ und schließlich die Matura in dem dann so umbenannten „Musisch-Pädagogischen Realgymnasium“ die logische Folge. Weitere Schritte auf deinem Lebensweg waren der Eintritt erst als Religionslehrer an der Volks- und Hauptschule in Köflach und schließlich in Edelschrott, wo du zuerst an der HS – geprüft für die Fächer E, Musikerziehung und Geschichte – unterrichtet hast und schlussendlich zum Volksschuldirektor ernannt wurdest. Dort wurdest du zum Begründer der Musikvolksschule, die du bis zum Eintritt in den Ruhestand leitetest. Soweit die äußeren biografischen Eckdaten. Viel interessanter und wichtiger ist oft das „Drumherum“ oder eigentlich das Innere, das den Menschen bewegt und motiviert. Einiges davon möchte ich noch erwähnen, soweit es mir aus der oben erwähnten *Vita* und einem Bewerbungsschreiben für die KA bekannt ist. Damit sind wir wieder bei der Musik gelandet. Du warst Referent für Musikerziehung im In- und Ausland bei internationalen Symposien und Kongressen, du warst Landeschorleiter-Stellvertreter im Steirischen Sängerbund und Juror bei nationalen und internationalen Chorwettbewerben – all das nicht ohne Grund: Publikationen im musikalischen Bereich wie Liederbücher und Fachaufsätze begleiten deinen Lebensweg. Und nicht zu vergessen: deine eigenen Lied-Kompositionen für die Schulkinder in Edelschrott. Schon lange vor deiner Zeit als Leiter der Familiensingwoche hast du von 1970–2016 den Singkreis in Edelschrott und Hirscheegg geleitet und noch immer bist du, soviel ich weiß, Dirigent eines Männerchores. Beeindruckend, wie du etwa von dessen Chor-Auftritten in Venedigs Kirchen erzählt hast! Ich selbst habe gesehen, wie schwierig es oft für deutschsprachige Chöre ist, in italienischen Kirchen auftreten zu dürfen, zumal bei Gottesdiensten, und habe als Augenzeuge schrofne Absagen erlebt. Und du dirigierst deinen Männerchor in Venedig in der Kirche Santa Maria del Giglio! Es muss wohl auch mit der Qualität deines Männerchores und mit der Wahl der Komponisten zusammenhängen. Oder vielleicht auch damit, dass du seit Jahren ein großer Liebhaber und Kenner Italiens geworden bist und dort nahezu deine zweite Heimat gefunden hast. Deine erste Heimat, Edelschrott, hast du auch geliebt. Sonst wärest du dort

nicht Gemeinderat und nicht fünf Jahre Vizebürgermeister gewesen. So ist es nicht verwunderlich, dass du Ehrenringträger der Gemeinde Edelschrott bist und dich das Land mit dem Goldenen Ehrenzeichen ausgezeichnet hat. Tatsächlich, hier ist deine eigentliche Verwurzelung. Das entnahm ich kürzlich der Kleinen Zeitung, als sie groß am 31.1.2018 mit Foto von dem alten Lichtmess-Brauch berichtete, wie du mit den „Lichtmessgeigern“ von Haus zu Haus zogst und „selbstgedichtete Texte, die Hausbewohner betreffend“, zu Gehör brachtest und so den Familien eure Wünsche überbracht hast. Doch „das verdiente Geld spenden wir den Schulen“. So wirst du abschließend von der Zeitung zitiert. Gibt es ein schöneres Beispiel von Volksverbundenheit im positiven Sinn?

Das Wichtigste jedoch ist dir, wenn ich der obengenannten Quelle vertrauen darf, deine Familie, deine Frau Imelda, die schon lange vor dir Mitglied in unserer Gemeinschaft ist, deine drei Kinder, die Schwiegerkinder und vier Enkelkinder, die du „am liebsten immer um dich hättest“.

Lieber Reinhold, es ist schon so in unserem Leben, dass wir immer etwas um uns haben wollen, im weitesten Sinn, zu unserem seelischen Wohlbefinden. Wenn du das hast, in Form der Musik, in Gestalt deiner Familie und vielleicht auch in der KLE, dann bin ich mir sicher, dass du mit Zuversicht in deine neue Lebensdekade blicken kannst. Dafür wünsche ich dir jedenfalls im eigenen Namen wie auch in dem unseres Vorstandes von Herzen alles Gute!

Wolfgang J. Pietsch

Berichte

Meine Fahrten mit der KLE 1980–2018 – Ein Rückblick

Karl Haas

1. Wanderwochen im ladinischen Teil Südtirols

Meine Frau und ich hatten zum Fest der Kirche von Graz 1979 drei ladinische Lehrer aus Südtirol als Gäste für einige Nächte in unser Haus aufgenommen. Vor ihrer Abreise wurden wir von Tonei Tolpeit, einem der drei Lehrer, eingeladen, doch einmal nach St. Martin in Thurn ins ladinische Gadertal zu kommen. Eine Anregung von Hilde Oprießnig, doch nach einem Ort Ausschau zu halten, von dem aus wir Sommerwanderwochen für die Mitglieder unserer Gemeinschaft durchführen könnten, war ein weiteres Motiv, die Einladung von Tonei anzunehmen.

Wir nützten die freien Tage um den Nationalfeiertag 1979 und fuhren mit unseren beiden älteren Kindern mit dem Auto nach St. Martin in Thurn und besuchten, nach vorheriger Anmeldung, Herrn Tonei Tolpeit, der für uns im Ort eine Unterkunft reserviert hatte.

Unserem Anliegen gemäß führte er uns in ein Seitental des Gadertales, in den Ort Campill und an dessen Talschluss zur Pension Alpi. Damit hatten wir zu unserer großen Freude auch schon den idealen Platz für unser Vorhaben „Wanderwoche“ gefunden und in Frau Alfarei, der Besitzerin der Pension Alpi, eine überaus freundliche Gastgeberin dazu. Ich leitete von 1980 bis 1983 die Wanderwochen. Danach übernahm Dr. Friedl Smola die Leitung. Er bereicherte dieses von ihm hervorragend organisierte und gestaltete Unternehmen noch durch eine jährliche Schiwoche in der Zeit der Semesterferien. 2002 musste dieses ausgezeichnete Angebot unserer Gemeinschaft leider beendet werden, da nach dem Tod von Frau Alfarei die Pension Alpi geschlossen wurde.

Im Rahmen einer Wanderung 1981 nahm auch das Ehepaar Moroder aus Bozen teil. Frau Dr. Gertrud Moroder war Klassenkollegin von Hilde Oprießnig und meiner Frau an der Bundeslehrerinnenbildungsanstalt in Graz. Gertrud Moroder überraschte mich mit der Frage, warum wir vom Pädagogischen Institut in der Steiermark nicht auch Besichtigungsfahrten nach Südtirol machten, wie dies das Pädagogische Institut in Oberösterreich bereits seit einigen Jahren täte. Diese Idee fiel bei mir sofort auf fruchtbaren Boden.

2. Bildungsfahrten nach Südtirol

Meinem Vorhaben kam das Jahr 1982 dafür sehr entgegen, da sich in diesem Jahr der Geburtstag des „steirischen Prinzen“ Erzherzog Johann zum 200. Male jährte, der ja auf seinen ausdrücklichen Wunsch mit seiner Frau Anna in einem Mausoleum in Schenna bei Meran die letzte Ruhe gefunden hatte. Auf meinen Antrag hin bekam ich vom Unterrichtsministerium für das Frühjahr 1982 einen Dienstreiseauftrag, um im Deutschen Schulamt in Bozen das Fortbildungsprojekt des Pädagogischen Institutes des Bundes „Steirische Lehrerinnen und Lehrer lernen Südtirol kennen“ zu besprechen. In Schulamtsleiter Dr. Kofler durfte ich einen meinem Vorhaben gegenüber überaus offenen und fördernden Amtsträger kennen und schätzen lernen. Für die erste Fahrt in den Hauptferien 1982 stellte er seine Mitarbeiterin im Schulamt, Frau *Dr. Renate Parteli*, vom Dienst im Schulamt frei, um unsere Gruppe in der Zeit unseres Aufenthaltes in Südtirol zu begleiten und zu führen. So begann für mich das Unternehmen „Südtirol“. Insgesamt durfte ich bis zum Jahre 2016 für 37 Gruppen einwöchige Fahrten planen, organisieren, und 36 davon auch selber leiten. Eine Fahrt leitete Hofrat *Heribert Diestler*, weil ich zur Zeit der Fahrt wegen einer Operation am Knie im Krankenhaus lag. Ab 1992 lag die ganze Organisation – alle Rundschreiben, Anbote für Reisebus, Programmerstellung, Fahrtentagebuch, Wiedersehenstreffen u. a. – in meinen Händen.

In Südtirol fand ich in Frau *Dr. Martha Ambach*, die neben der Tätigkeit als Direktorin der Mittelschule in Kaltern auch als Leiterin des

privaten Pädagogischen Institutes für die Deutschen Schulen in Südtirol tätig war, eine hervorragende Mitplanerin. Sie konnte mir, begünstigt durch ihre verantwortliche Tätigkeit im Pädagogischen Institut, immer wieder ausgezeichnete orts- und sachkundige Führer, besonders aus dem Lehrerstand, vermitteln. *Dr. Othmar Parteli*, Historiker und leitender Beamter in der Kulturabteilung der Südtiroler Landesregierung, später Leiter der Museen Südtirols, war uns durch alle die Jahre eine hervorragende Stütze bei der Planung sowie durch die Vermittlung von Führungspersonen bzw. durch die Übernahme von Führungsaufgaben.

Die ersten zehn Fahrten von 1982 bis einschließlich 1991 wurden über das Pädagogische Institut, dessen Leiter ich war, im Rahmen der Pädagogischen Wochen ausgeschrieben und durchgeführt. Ein Drittel, manchmal bis zur Hälfte der TeilnehmerInnen waren Mitglieder der Erziehergemeinschaft. Für mich war mit diesen Fahrten der Anfang gesetzt, die Ersterfahrungen weiter zu führen und auszubauen, die ich unter der großartigen Fahrtenleitung von Prof. Johannes Parizek, unserem ersten Gemeinschaftskaplan, in den fünfziger Jahren erleben und auch etwas mitgestalten durfte.

Weitere Fahrten nach Südtirol über die KLE: 19.–25.7.1992; 11.–17.7.1993; 17.–23.7.1994; 16.–22.7.1995; 14.–21.7.1996; 27.7.–2.8.1998; 3.–9.8.1998; 14.–20.4.2000; 15.–22.7.2002; 11.–17.4.2003; 12.–18.6.2005; 23.–29.7.2006; 24.–30.9.2007; 16.–22.6.2009; 11.–17.7.2011; 3.–9.9.2012; 1.–7.9.2014; 8.–14.5.2016.

Für weitere Gruppen plante und leitete ich sechs Fahrten nach Südtirol: Steirische Schulaufsicht; Direktorinnen und Direktoren des Schulbezirkes Hartberg; Gruppen aus dem kirchlichen Bereich.

3. Bildungsfahrten in andere Länder Europas und in Österreich

Bildungsfahrten durch Rumänien:

Unter der sachkundigen und ausgezeichneten Führung meiner rumänischen Freunde *Werner Kremm*, Journalist und Leiter der Westredaktion der „*Allgemeinen Deutschen Zeitung*“ in Temeswar, und des Historikers *Dr. Rudolf Gräf*, Universitätsprofessors in Cluj / Klausenburg, führte ich sehr

erfolgreich acht Bildungsfahrten durch Rumänien durch: 17.–26.8.1997; 14.–23.9.1997; 14.–26.6.1999; 16.–28.8.1999; 12.–23.8.2001; 3.–14.9.2003; 14.–27.8.2005; 30.7.–11.8.2007.

Weitere Bildungsfahrten:

2000: Ungarn/Pecs: 17.–21.7.

2004: Toskana: 25.4.–2.5.; 29.8.–5.9.; 10.–17.10.

2006: Friaul: 10.–15.10.

2007: Portugal: 13.–20.4.; Slowenien: 10.–13.5.; Istrien: 10.–14.10.

Je eine Fahrt nach Slowenien mit OSR Anton Kovatschitsch und Reg. Rat Franz Bruno Rop

2008: Bosnien-Herzegowina – Dalmatien: 28.5.–4.6.; Ungarn: 6.–13.7.

2009: Portugal: 16.–27.4.; Bulgarien: 4.–12.10.

2010: Ungarn: 17.–24.4.; Oberlausitz-Sachsen: 6.–13.6.; Slowakei – Ukraine/Galizien – Bukowina – Ungarn: 27.8.–5.9.

2011: Bulgarien: 16.–25.5.; Baltikum: 17.–24.8.

2012: Elsass: 21.–29.4.; St. Petersburg – Moskau/Wolgafahrt: 21.–30.5.

2013: Deutsche Kaiserdomen: 6.–15.4.; Donau-Flusskreuzfahrt: 3.–11.6.; Serbien Mazedonien – Albanien – Montenegro – Dalmatien: 26.8.–5.9.

2014: Prag/Böhmen: 12.–18.5.; Irland: 11.–18.7.

2015: Slowakei – Krakau: 27.5.–3.6.; Island: 11.–18.7.; Osttirol: 21.–26.9.

2016: Schweiz – Burgund: 8.–18.9.; Nordburgenland: 26.–30.9.

2017: Slavonien – Vojvodina: 7.–10.6.

2018: Kärnten: 10.–13.5.

Für folgende Fahrten habe ich auf eigene Kosten im Jahr vor der jeweiligen Bildungsfahrt mit der KLE eine Fahrt mit einem Reisebüro zu meiner Information und für meine Planung mitgemacht: Rumänien, Friaul, Portugal, Bulgarien, Ukraine/Galizien, St. Petersburg/Moskau, Irland.

4. Osterschilager

Ab der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre habe ich acht Osterschilager auf der Rosatinalpe bei Turrach geplant und geleitet. Das letzte Osterschilager leitete 1983 Heribert Diestler.

5. Kunst- und Kulturfahrten in der Steiermark

Wie die obige Fahrtenliste beweist, lernten wir viele Länder Europas kennen. Das löste in mir die Erkenntnis aus, dass wir zwar viele Sehenswürdigkeiten in fremden Ländern kennen, das Sehenswerte unseres Heimatlandes Steiermark dagegen recht oberflächlich oder gar nicht. Diesem unverzeihlichen Missverhältnis sollte abgeholfen werden.

Für mein Anliegen konnte ich den Künstler und Kunstpädagogen OStR Manfred Gollowitsch gewinnen. Er übernahm die regionale und kunsthistorische Planung, Gestaltung und Führung dieses Vorhabens, das er „Kunst- und Kulturfahrten“ nannte und an Samstagen stattfinden sollte. Die organisatorische Vorbereitung – Ausschreibung, Bus, Finanzen, Vervielfältigung der Skripten – hatte ich inne. Vom Samstag, 5. Mai 2007 – erste Fahrt – bis zum 20.5.2017 – gab es in ununterbrochener Abfolge insgesamt 21 Fahrten – zwei Fahrten pro Jahr. Für jede dieser Fahrten war von Manfred ein umfangreiches, handschriftlich erstelltes und mit herrlichen Fotos angereichertes Skriptum angefertigt worden, das an alle teilnehmenden Personen verteilt wurde. Diese mit großem Engagement und Können erstellten Skripten repräsentieren in ihrer Gesamtheit einen großen kunsthistorischen Wert.

6. Abschließende Bemerkungen

Durch die Osterschilager, die Wanderwochen, die Bildungsfahrten und die Kunst- und Kulturfahrten konnten viele neue Mitglieder für unsere Erziehergemeinschaft gewonnen werden. Doch nicht nur diese Aktivitäten allein waren es, die unsere Gemeinschaft in dieser Zeit der sinkenden Mitgliedszahlen eher wachsen als schrumpfen ließen. Es war auch der Einsatz, den beispielhaft *Gertrud Zwicker*, *Reinhold Haring*, *Roswitha Von der Hellen*, das Redaktionsteam für unsere Zeitschrift „*Begegnungen*“ mit dem Schriftleiter *Helmut Schlacher* und vor allem auch unser Vorsitzender *Dr. Wolfgang J. Pietsch* über Jahre leisteten.

Ein großes „Vergelt's Gott“ sage ich allen, die mir in all den Jahren mit ihrem Gemeinschaftssinn und mit dem frohen Miteinander viel Freude bereiteten und darüber hinaus ihr Vertrauen schenkten, indem sie sich mit mir

auf den Weg machten und sich auf meine geplanten Vorhaben einließen. Es tut gut, auf ein Stück des gemeinsamen Lebensweges in Freude und Dankbarkeit sowie im Wissen, dass der Segen Gottes immer mit uns war, zurückblicken zu können. Denn, wie schrieb doch *Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach* (1830–1916):

„In jede hohe Freude mischt sich eine Empfindung der Dankbarkeit.“

Von den Singtagen zur Seggauberger Familiensingwoche

Gedanken und Dokumentation

Reinhold Haring



Eine nunmehr mehr als 50 Jahre dauernde Institution näher zu beschreiben, erscheint müßig. Jedoch ist es mir als ehemaligem Leiter sehr wichtig, die wesentlichen Inhalte und Zielsetzungen nochmals in der neuen Form aufzuzeigen.

Die Entstehung

Getragen von der Gemeinschaft Katholischer Erzieher wurde bereits unmittelbar nach dem Ende des 2. Weltkrieges eine Jahrestagung einberufen, welche zur Erbauung auch das gemeinsame Singen im Programm hatte.

Im Jahr 1960 begründete der bekannte Musikpädagoge Dr. Rudolf Schwarz, mein verehrter Lehrer, eigenständige Singtage, welche sich im Laufe der Jahre kontinuierlich erweiterten.

Nach 20 Jahren übernahm HD Karl Mustein die Leitung der Singtage.

Während dieser Zeit wurde ich von Karl Mustein eingeladen, als Chor- und Tanzleiter zu fungieren. Dies wurde von mir sehr gerne wahrgenommen, zumal meine gesamten Berufs- und Freizeitinteressen diesen Tätigkeiten gewidmet waren.

Während der folgenden Jahre entwickelte sich das Unternehmen „Singwoche“ zu einer wahren Familieninstitution, wobei oftmals Kinderwünsche zur mitunter treibenden Teilmotivation (Anmerkung persönlicher Erfahrungen) geworden sind. Dies ist wohl als Zeichen eines sehr funktionierenden Angebotes der Katholischen Lehrer- und ErzieherInnen-Gemeinschaft zu werten.

Karl Mustein führte diese Woche sehr erfolgreich bis zum Jahre 1994. Daraufhin wurde mir die Ehre zuteil, diese Woche in der Folge zu leiten. Die Singtage haben sich nun zu einer Familiensingwoche mit der Dauer von Sonntag bis Samstag in der vorletzten Ferienwoche der Steiermark entwickelt. Natürlich haben alle interessierten Menschen Zutritt zu unserer Woche. Viele Studenten und Schüler, auch ohne Familien nehmen an der Woche teil.

Die Chorleiter bis zum Jahr 2017 waren: Norbert Brandauer (Salzburg), Markus Zwitter (Steiermark), Georg Lenger (Steiermark) und Reinhold Haring.

Musikalische Kinderbetreuung: Katarina Pachatz, Eva Woldrich, Christa Hofer

Leitung der Instrumentalmusik: Karl Hofer

Organisatorische Leitung: Gunter Pachatz

Gesamtleitung: Reinhold Haring

Natürlich gibt es als musikalische Wegbegleiter der Singwoche eine Reihe hochkarätiger Chorleiter: Karlheinz Donauer, Manfred Koller, Helmut Traxler, Franz Herzog, Franz Jochum, Giuseppe Tirelli (Friaul), Mani Mauser, Erwin Löschberger, Ernst Wedam u. a.

Genau so vielfältig wie die Namen der Chorleiter war natürlich das Literaturangebot: Alte Musik (was auch immer darunter verstanden wird), zeitgenössische Kompositionen (immer von mir gefordert und in Auftrag gegeben), Lieder der Völker, alpenländisches Liedgut, „leichte“ Muse, Jazziges, Poppiges und andere, eher nicht so leicht einzuordnende Musik.

Einen wesentlichen Platz nahm die geistliche Musik ein. „Bis orat, qui cantat“ war wohl wesentlicher Leitspruch unserer „Glaubensverkündigung“.

Im Vordergrund steht das Singen von Chorliteratur aller Stilrichtungen. So reicht das Angebot von Chorwerken der Renaissance bis hin zu zeitgenössischer Literatur geistlicher und weltlicher Prägung. Besonders der zeitgenössischen Literatur in ihren vielfältigen Erscheinungsformen, swingend bis traditionell, avantgardistisch bis folkloristisch, wird viel Gewicht verliehen. So stehen in jedem Jahr Uraufführungen zeitgenössischer österreichischer Komponisten am Programm. Es handelt sich teils auch um Auftragswerke für junge Komponisten. Stellvertretend seien hier einige Namen ange-merkt: Julius Koller, Alarich Wallner, Gottfried Sattler, Bruno Strobl, Georg Lenger, Klaus Dorfegger und viele andere.

Im Jahr 2017 waren an die 209 TeilnehmerInnen dabei. Der Altersdurchschnitt betrug 26,1 Jahre. Dies ist umso bemerkenswerter, als der älteste Teilnehmer stolze 73 Lenze zählte.

Das musikalische Niveau wurde im Laufe der Jahre bereits so beachtlich, dass durchaus alle schwierigen Werke der Chorliteratur realisiert werden konnten. Das große Engagement der SängerInnen bewies die Wichtigkeit solcher Unternehmen.

Wer sonst als eine Singwoche mit so vielen Multiplikatoren könnte wohl Träger und effizienter Weitervermittler zeitgenössischer Musik sein und so wahrhaft visionär tätig werden.

Volkstanzen am Abend ist ein wesentliches, gemeinschaftsförderndes Element dieser Woche.

Gesungen wird im Plenum, im Frauen- und Männerchor.

Kinder im Vorschulalter und im frühen Schulalter finden altersadäquates Musikangebot von kompetenten Musikerziehern.

Viele Singwochenteilnehmer sind begeisterte bis ausgezeichnete Instrumentalisten. Dieser Tatsache wird natürlich Rechnung getragen. So finden täglich Instrumentalproben statt, welche den Höhepunkt im Hauskonzert für die Teilnehmer finden.

Ein Abend ist der Literatur gewidmet

Mein Bestreben war es, immer wieder österreichische Literaturschaffende für diesen Abend einzuladen. Im Jahr 1995 konnte die Literaturpreisträgerin Gloria Kaiser gewonnen werden. Im Jahr darauf wurde der Abend von Reinhard Peter Gruber bestritten. Viele andere österreichische Literaten wie Roland Girtler, Barbara Frischmuth, Gerhard Tötschinger, Egyd Gstättnner, Lotte Ingrisch, Günther Schatzdorfer, Georg Markus, Christoph Wagner-Trenkwitz u. a. waren in der Folge zu Gast.

Unser Problem liegt leider darin, dass wir uns finanziell sehr nach der Decke zu strecken hatten. Denn jeder Euro mehr investiert ginge den „Nichtverdienenden“ und vor allem den Familien sehr ab. So haben wir bislang sehr viele Künstler gefunden, denen mit der Idee „Familiensingwoche“ eine sehr wichtige Sache im Sinne der multikulturellen Entwicklung überzeugend dargeboten wurde. Daher hielten sich die Honorarforderungen sehr in Grenzen und die Literaturabende nahmen den Charakter einer „Quasi-Charity-Veranstaltung“ an. Die Bedeutung dieses unseres musischen Familienangebotes hat mir bislang zu wenig Beachtung in der Öffentlichkeit gefunden. Man lebte unter dem Motto: „Wisse, sie genügt sich selbst.“ Jedoch ist die Singwoche so groß und vor allem so bedeutend geworden, dass, um allen Interessenten die Teilnahme zu ermöglichen, der Weg zu offiziellen Stellen gesucht wurde.

Viele Familien kommen mit mehreren Kindern. Die Zahl der Familienmitglieder beträgt bis zu sechs Personen. Darüber hinaus gibt es eine (glücklicherweise) stattliche Anzahl noch nicht verdienender Jugendlicher, die – sich aus Schülern, Studenten und Lehrlingen rekrutierend – mit größtem Vergnügen die Singwoche frequentieren.

Dankenswerterweise hat das Land Steiermark die Notwendigkeit der Unterstützung erkannt und hilft mit Subventionen.

Unsere KLE konnte für die Mitfinanzierung der Kinderbetreuung gewonnen werden. Über diese außerordentliche Akzeptanz darf ich als Leiter dieser Institution meine große Freude und Dankbarkeit ausdrücken. Angesichts der bedeutenden kulturellen Auswirkungen für unser Land darf ich weiterhin bei der Steiermärkischen Landesregierung vorstellig sein und um diese wertvolle Unterstützung bitten.

Ich werde es mir zur Aufgabe machen, unseren zukünftigen Gesamtleiter Dir. Dr. Gunter Pachatz bei allen verantwortlichen Politikern vorzustellen und darum bitten, den Weg der Familiensingwoche weiterhin zu fördern und zu unterstützen.

Über den Sinn und die Bedeutung des Singens für die Gesundheit und die Seele der Menschen werde ich in einer der nächsten Ausgaben der *Begegnungen* zu berichten wissen.

Ich darf abschließend in großer Dankbarkeit und in Demut auf das gemeinsam gestaltete „Opus“ Singwoche zurückblicken. Sie bringt Begegnungen mit Menschen unterschiedlichster Herkunft und mit großer Vielfalt an Berufen im Leben außerhalb der Singwoche, denn unsere Woche ist ja, zum Glück, als eine „Insel der Seligkeit, der freundlichen Zuwendung und des vorurteilsfreien Genießens aller Stärken und Schwächen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer“ zu sehen. So sei abschließend allen Verantwortungsträgern für die Zukunft Freude gewünscht und Gottes Segen erbeten.

Advent-Lesung in Graz-Kalvarienberg

Wolfgang J. Pietsch

Unter dem Titel „Advent, lyrisch“ lud die KLE gemeinsam mit dem KBW Kalvarienberg am 14. Dezember zu einem Abend der besonderen Art. Prof. Mag. Peter Gartlgruber las klug ausgewählte Lyrik, welche die Advent- und Weihnachtszeit reflektiert, deskribiert und viel Nachdenklichkeit provoziert:



Die Auswahl der Gedichte reichte von Paula Grogger über Christine Lavant, Georg Trakl, Erich Kästner, Rainer Maria Rilke bis zu Bertolt Brecht, Jesse Thor u. a. Zwei berührende Prosatexte von Christoph Ransmayr („Sternenpflücker“ aus: *Atlas eines ängstlichen Mannes*) und Luise Rinser („Schaufel und Besen“) schlossen die Lesung ab. Ein Teil der Texte ist im letzten Heft (4/2017, S. 3–9) abgedruckt.

Gartlgruber las mit schauspielerischer Verve, modulierte seine Stimme variantenreich und angepasst den jeweiligen Texten, las mit überlegtem Einsatz von Gestik und Mimik. So verlieh er den vorgetragenen Gedichten Tiefe und Eindringlichkeit. Der Singkreis der Pfarre Kalvarienberg sang unter der Leitung von Kati Pachatz zur Adventzeit passende Lieder und verschaffte so dieser Lesung eine musikalisch-harmonische Umrahmung.

Winterwandertag der KLE

Gertrud Zwicker

Um auch im Winter nicht einzurosten und fit zu bleiben, fand am 14. Jänner eine wunderschöne Wanderung von Hörgas nach Enzenbach zur Mariengrotte und weiter zum Hörgaspauli statt. Bei der Mariengrotte hinter dem LKH Enzenbach gedachten wir unserer verstorbenen Mitglieder und wanderten dann bei leichtem Schneefall weiter durch den herrlichen Winterwald zur Mostschenke. Dort kehrten wir ein, wurden herrlich mit bäuerlicher Kost bewirtet, sangen unsere Lieder und schmiedeten Pläne für weitere Ski- und Wanderwochen der KLE.



Der nächste Winterwandertag wurde beschlossen: Sonntag, 13. Jänner 2019.

Unsere Hilfsaktion für Kinder im Südsudan in Zusammenarbeit mit der Caritas der Diözese Graz-Seckau

Karl Haas

Bericht und Dank

Bis 2. Jänner 2018 sind **8.425 Euro** von 127 Spenderinnen und Spendern auf dem entsprechenden Konto bei der Caritas eingegangen. Für dieses überaus beachtliche Spendenaufkommen ein sehr herzliches „Vergelt's Gott“!

Ich, als alter Mann, habe immer noch Träume, auch im Denken an die Kinder im Südsudan. Mein Traum: Wenn nur 10 unserer Mitglieder einen Dauerauftrag von 10 Euro für den Südsudan pro Monat über ihr Bankinstitut abschließen, würde im Jahr ein Spendenaufkommen von 1.200 Euro erreicht werden. Sind es 50 Mitglieder, so erhöht sich das Jahresaufkommen bereits auf 6.000 Euro, sind es gar 100 Mitglieder, klettert der Betrag bereits auf 12.000 Euro. Bei einem Spendenauftrag von 15 Euro im Monat wäre das Jahresaufkommen bei 100 Spendern bereits 18.000 Euro. Was wäre erst, wenn es aus unserer Gemeinschaft noch mehr Spenderinnen und Spender gäbe? Für mich wäre es die Erfüllung meines Traumes, der zum Wohle von hilfsbedürftigen Mit-Menschen Realität geworden wäre.

Ein weiterer Aspekt für dieses Unternehmen unserer Gemeinschaft ist: Wenn Menschen, im Südsudan vor allem Kinder, bereits in ihrem Heimatland Hilfe bekommen, brauchen sie sich nicht der Gefahr auszusetzen und sich auf den Weg in andere Länder und somit in eine unsichere Zukunft machen.

Wie Sie ja wissen, können diese Spenden von der Steuer abgesetzt werden. Im Heft 3/2017 unserer *Begegnungen* habe ich genau beschrieben, wie Sie sich diesen Steuervorteil sichern können. Wer einen Zahlschein für eine Erstüberweisung haben möchte, kann von mir einen zugeschickt bekommen: Karl Haas, Harmsdorfstraße 16, 8010 Graz; Tel. 0316/471105; kehaas@aon.at

Heuer feiern sicher die Steiermark und Österreich zur Wiederkehr seines 175. Geburtstages sowie des 100. Todestages unseren Dichter und großen Steirer aus dem Alpl, **Peter Rosegger**. Das folgende Gedicht von ihm passt wunderbar zum obigen Anliegen.

Auf dem Wege zum Licht

*Auf dem Wege zum Licht lasset keinen zurück.
Führt jeden mit euch, der vergessen vom Glück.
Dem die Ampel verlosch, dem die Glut nie gebrannt,
das Kind, das den leitenden Stern nie gekannt.*

*Sie taumeln in Nacht und Verlassenheit. –
Ihr begnadeten Pilger der Ewigkeit,
führt alle mit euch in Liebe und Pflicht.
Lasset keinen zurück – auf dem Wege zum Licht.*

Buchbesprechung

Perry Schmidt-Leukel: Buddhismus verstehen. Geschichte und Ideenwelt einer ungewöhnlichen Religion.

Aus dem Englischen übersetzt von Hans-Georg Türstig.

Gütersloher Verlagshaus 2017. 364 S. € 30,-

Helmut Schlacher

Buddhismus ist kein Accessoire für einen spirituell weichgespülten Lebensstil, sondern eine echte Religion. Diese hoch gerühmte Einführung stellt ihre Geschichte und ihre Lehren in einzigartig klarer Weise vor. Aus den Quellen gearbeitet, räumt sie mit manchem Missverständnis auf und zeigt: Auch ohne den Buddhismus romantisch zu verklären, bietet er doch eine Fülle an metaphysischen, ethischen und geistlichen Einsichten, die auch den Westen bereichern können.

Entstehung und Ideenwelt einer Weltreligion in neuem Licht – lebendig in der Darstellung, verlässlich im Urteil – von einem herausragenden, international anerkannten Autor (Professor für Religionswissenschaft und Interkulturelle Theologie an der Universität Münster).

Mit dieser Beschreibung war mein Interesse am Buch geweckt, zumal ich mich auf eine Reise nach Tibet vorbereitet habe. Nach dem Studium des wissenschaftlich verfassten, aber doch für einen Laien verständlich aufbereiteten Werkes über diese mehr und mehr auch bei uns praktizierte Religion begann ich tatsächlich den Buddhismus nicht nur als eine Philosophie, sondern auch als Religion zu verstehen. Oft habe ich gelesen und gehört, dass Buddhismus eben „nur“ eine Weisheitspsychologie, ein Lifestyle, eine Lebenshilfe sei, also auch gar kein Gegensatz zu einer theistischen, christlichen Religion. Auf diese Betrachtung gibt der Autor Antwort: „Natürlich war der Buddha kein *Theist* im Sinne eines Menschen, der an

einen personalen Schöpfergott glaubt. Aber er leugnet nicht wie mancher seiner Zeitgenossen die endgültige Erlösung in einer und durch eine letzte transzendente Wirklichkeit“ (S. 19).

Was muss man von einer Religion wissen, um sie zu verstehen? Zwei Elemente sind es: Die Tradition (Schriften, Lehren, Regeln, Gebäude, Rituale, Gesänge, Kunstwerke ...), also alles, was man als Gegenstand beobachten und untersuchen kann. Das zweite Element ist der persönliche Glaube der einzelnen Personen, durch den sie eine Beziehung herstellen zu dem, was sie als letzte, transzendente Wirklichkeit akzeptieren (S. 15). Nach diesem Schema listet der Autor seine Ausführungen auf: Zuerst beleuchtet er den frühen religiösen Kontext (Hinduismus) des Buddha, erzählt sein Leben, seine Befreiung, den Weg zur letzten Glückseligkeit,



Das Rad des Werdens, Wandbild im Kloster Tashilunpo, Shigatse, Tibet.

um schließlich die buddhistische Meditation, Ethik, Gemeinschaft zu beschreiben. Dann wird auf das Verhältnis zur Politik und zur Entwicklung des Buddhismus in China und Japan und im tibetischen Tantrismus eingegangen. Zum Schluss gibt der Autor noch einen Ausblick – Buddhismus und Moderne. Mich persönlich hat am meisten die Schilderung des Bodhisattva-Ideals fasziniert (Kap 10). Einfach ausgedrückt sind das Personen, die durch vielfache Wiedergeburt die sechs Tugenden entwickelt haben, sodass sie einerseits von allen „Anhaftungen“ am Weltlichen (*Samsara*) befreit, schon ganz nah dem

Nirvana sind und trotzdem nicht ihren privaten Frieden leben, sondern in liebevollem Engagement den Menschen auf ihrem leidvollen Weg zur Erleuchtung helfen wollen. Diesen Bodhisattvas für die verschiedensten Lebensnöte wird in den Tempeln Tibets Yak-Butter und Räucherwerk geopfert, sie sind in Statuen und Bildern präsent, sind also unseren Heiligen ähnlich, die man ja auch um ihre Hilfe anrufen kann. Als gute Lese- und Nachschlaghilfe erweist sich neben der verwendeten Literatur das Glossar der buddhistischen Begriffe mit einem Register, wo im Buch diverse Einzelheiten zu finden sind.

„Über den Buddhismus gibt es viele Klischees – ich möchte einiges geraderücken“ – so beschreibt der Religionswissenschaftler Perry Schmidt-Leukel die Hintergründe seines Buches. In der Tat gibt er detaillierte Einblicke in diese ungewöhnliche (nicht monotheistische) Religion und reduziert sie nicht alleine auf seine philosophischen, ethischen und psychologischen Aspekte. Dass der Buddhismus auch im Westen so populär geworden ist, führt der Autor auf die Schönheit der buddhistischen Gedanken zurück.

Das Buch ist umfangreich, eher sachlich-nüchtern (wissenschaftlich) verfasst und dennoch spannend zu lesen. Man erfährt sehr viel Wissenswertes über das Leben des Buddha, das religiöse Klima zu seinen Lebzeiten und die Kernelemente der buddhistischen Philosophie, allen voran das Konzept des „mittleren Weges“ und des „edlen achtfachen Pfades“. Schmidt-Leukel zeigt unter anderem auf, wie sich die Lehre Buddhas von anderen Religionen wie dem Brahmanismus unterscheidet, welche Strömungen innerhalb des Buddhismus bestehen und wie deren geographische Verbreitung aussieht.

Ankündiger 1/2018

1. „Kreuzigung im Gedräng“. Ein Tafelbild von Konrad Laib

Führung und Interpretation von **Mag. Roswitha Von der Hellen**.

Anschließend Zeitzeugengespräch mit Generalvikar a. D. Leopold Städler über die Barbaragemeinde im 2. Weltkrieg.

Friedrichkapelle und Barbarakapelle im Grazer Dom.

Mittwoch, 21. März 2018, 15 Uhr Treffpunkt vor der Barbarakapelle (N-Seite des Domes).

2. Bildungsfahrt nach Frankreich mit Roswitha Von der Hellen

Freitag, 27. April bis Montag, 7. Mai 2018. Ausgebucht!

3. Bildungsfahrt nach Kärnten – 10. bis 13. Mai 2018

Diese Fahrt, die die Sehenswürdigkeiten des Lavanttales in Kärnten zum Ziel hat, wird von **Hofrat Heribert Diestler** und **OStR Manfred Gollowitsch** vorbereitet und geleitet.

Die Unterbringung auf der Basis Halbpension erfolgt im Hotel/Gasthof Stoff – 4 Sterne – in St. Margarethen b. Wolfsberg.

Das voraussichtliche Programm – Orte mit Besichtigungen: **Donnerstag, 10. Mai:** Graz – Bad St. Leonhard – St. Gertraud – Wolfsberg – St. Margarethen b. W. **Freitag, 11. Mai:** St. Andrä – Griffen – Stift Alt-Griffen – Haimburg – ev. Diex – St. Margarethen b. W. **Samstag, 12. Mai:** Stift St. Paul – Lavamünd – Neuhaus – St. Margarethen b. W. **Sonntag, 13. Mai:** Völkermarkt – Stift Eberndorf – Bleiburg – Graz

Voraussichtliche Kosten – zwischen 350 und 400 Euro.

Einbettzimmerzuschlag: 10 Euro/Nacht.

Anmeldungen bitte an **Karl Haas**, Harmsdorfgasse 16, 8010 Graz; Tel. 0316/471105; kehaas@aon.at

Auf Grund der bisherigen Vormerkungen findet die Fahrt sicher statt!

Den bereits vorgemerkten Interessent(inn)en geht noch im Februar die genaue Ausschreibung mit der Einladung zur Fixanmeldung zu.

4. Besichtigung des Skulpturenparks bei Wundschuh südlich von Graz

Freitag, 15. Juni 2018

Leitung und Führung: **OStR Manfred Gollowitsch**.

Vormerkungen bitte rasch an Karl Haas (Adressen siehe oben) senden, damit das genaue Programm rechtzeitig übermittelt werden kann.

Den bereits vorgemerkten Personen geht die genaue Ausschreibung spätestens im März zu.

5. Wanderwoche 2018 – Wege nach oben XVII.

Wir sind im neuen Jahr hoffentlich gut angekommen, der nächste Sommer rückt allmählich näher und damit die Wanderzeit und auch unsere Wanderwoche.

Wo soll es diesen Sommer also hingehen?

Wir werden heuer die Niederen Tauern von der Ennstalseite kennenlernen und uns in Haus i. E. einquartieren.

Wie gewohnt werden wir in der zweiten Ferienwoche unterwegs sein, das ist von Montag, 16.7. bis Samstag, 21.7.2018. Wohnen werden wir im Gasthof-Hotel Stenitzer mitten in Haus (HP € 55,-). Von dort aus starten wir unsere Wanderungen in die Ennstaler Bergwelt, auch eine Gletscherwanderung am Dachsteingletscher ist geplant.

Anmeldungen sind ab sofort möglich unter Tel. 0664 3896643 oder E-mail: j.schmied47@gmail.com.



Hans Schmied

6. Weitere Fahrten mit Roswitha Von der Hellen:

- **Kärnten, rund um Friesach (inkl. Metnitzer Totentanzspiel), 3.–5. August 2018**

- **Innviertel, 12.–14. September 2018**

- **Adventfahrt: Filzmoos – Zell am See – Wagrain, 1.–2. Dezember 2018**

Informationen und Anmeldungen:

Roswitha Von der Hellen: Tel. 0664 9201950 (täglich ab 7 Uhr) oder per SMS oder WhatsApp oder per Mail: roswithavdh@gmx.at

800 JAHRE – GEMEINSAM STEIRISCH FEIERN

Höhepunkt der Feierlichkeiten ist das Zweitägige Jubiläumsfest. Am 23. Juni präsentiert sich Kirche in ihrer Vielfalt. Kirchliche Einrichtungen schenken ungewöhnliche Einblicke und öffnen Pforten in der Herrengasse im Rahmen der Kirchenmeile. Ein Programm mit verschiedenen Formaten bieten die acht Bühnen auf acht Plätzen der Innenstadt zu den acht Jubiläumsthemen mit prominenten Gästen, Beiträgen aus den Regionen und besonderen Veranstaltungen für Kinder und Jugendliche. Am Hauptplatz findet der Festakt mit Jubiläumsbotschaft an die Steiermark und Visionen der Kirche der Zukunft statt.

Programm vom 23. Juni

09.00 Uhr: Morgenlob im Dom mit Tanzperformance aus ALLEZEIT.

Liturgie-Mosaik.

10.00 Uhr: Gemeinsamer Start am Hauptplatz mit Stadtpfarrpropst Christian Leibnitz und KA-Präsidentin Andrea Ederer.

10.30 Uhr: Start des Programms auf den acht Bühnen: Ein Programm mit unterschiedlichen Formaten bieten die acht Bühnen auf acht Plätzen der Innenstadt zu den acht Jubiläumsthemen mit prominenten Gästen, Beiträgen aus den Regionen und besonderen Veranstaltungen für Kinder und Jugendliche.

- Hauptplatz: Schicksal Angst Wunder
- Landhaushof: Macht Kirche Politik
- Tummelplatz: Umbruch Geist Erneuerung
- Bischofplatz: Konflikt Rechte Religion
- Färberplatz: Chanc arm & reich
- Schlossbergplatz West: Denken wissen glauben
- Südtirolerplatz: Schönheit & Anspruch
- Kapistran-Pieler-Platz: Grenze Öffnung & Heimat

12.00 Uhr: Mittagsgebet in der Stadtpfarrkirche aus ALLEZEIT. Liturgie-Mosaik.

16.00 Uhr: Ende des Programms auf den Bühnen.

17.30 Uhr: Musikalischer Beitrag von unseren Diözesanpartnern aus Korea am Hauptplatz.

18.00 Uhr: Festakt auf dem Hauptplatz mit der „Botschaft für die Steiermark“ mit Bischof Wilhelm Krautwaschl und liturgischer Abschluss mit Tanzperformance. Anschließend sind alle zu einer Agape und gemütlichem Beisammensein am Hauptplatz eingeladen.

Ca. 19.30 Uhr: „Chilliger“ Ausklang auf dem Südtirolerplatz und Färberplatz.

20.30 Uhr: Nachtgebet, Franziskanerkirche aus ALLEZEIT. Liturgie-Mosaik. Die Stadtpfarrkirche ist den ganzen Tag geöffnet als Raum für Ruhe und Spiritualität.

Kirchenmeile „Kirche bunt“: 10.30 bis 17.00 Uhr, Grazer Herrengasse:

Ungewohnte Einblicke in kirchliche Einrichtungen und ein abwechslungsreiches Programm mit über 20 Stationen. Highlights:

- „Alles Familie“ – auf Spurensuche mit dem Familienreferat
- Gesundheitsstation mit den Ordensspitalern
- Kraft fürs Leben mit dem Sonntagsblatt
- Erradle einen Ausbildungsplatz mit dem Katholischen Bildungswerk
- Verkostungen von kirchlichen Weingütern
- Empowerment Print Bar des Afro-Asiatischen Instituts Graz
- „Woher habe ich meinen Namen?“ Den eigenen Namenspatron mit dem Diözesanmuseum entdecken
- Einblicke in Paradise L.
- Talk-Insel
- Kraftorte entdecken und tolle Preise gewinnen mit „himmlisch urlauben“
- 10.00–16.00 Uhr: „Sanfte Klänge – gute Taten“, Entschleunigung in der Caritas „Relax-Zone“
- 16.00–19.00 Uhr: „Jubilounge“ der Jungen Kirche, Schmiedgasse. Ein Ort zum Chillen und Ausrasten mit Cocktailbar und stimmungsvoller Musik.

Am Sonntag, dem 24. Juni, lädt Bischof Wilhelm Krautwaschl am Platz der Versöhnung im Grazer Stadtpark zum feierlichen Festgottesdienst unter freiem Himmel (Beginn 10.00 Uhr). Im Anschluss gibt es ein Fest mit Köstlichkeiten aus den acht steirischen Regionen und Musik.

Nicht versäumen: Die Ausstellungen

- Kunsthaus Graz und Kulturzentrum bei den Minoriten:
Glaube Liebe Hoffnung: 13.4.–26.8.2018
- Priesterseminar: Last & Inspiration: 13.4.–14.10.2018
- Abtei Seckau: Umbruch Geist & Erneuerung: 2.5.–26.10.2018
- Schloss Seggau: Grenze Hoffnung & Heimat: 10.5.–26.10.2018
- Stift Admont: Schönheit & Anspruch: 24.4.–26.10.2018

Zur Vorbereitung auf das Fest:

- Was würdest du morgen zurücklassen?
- Wie viel Macht hat eine schwache Kirche?
- Wo brauchen wir Grenzen?
- Wer hat die richtige Religion?
- Muss ich heute Angst haben?
- Wollen wir noch selbst denken?
- Ist Armut unfair?
- Rettet Schönheit die Welt?
- Und ganz fundamental: Glauben wir an unsere Zukunft?

Welche Antworten soll die Kirche geben?

Welche Antworten geben Sie selbst darauf?

Bitte machen Sie mit und antworten Sie auf:

www.800-jahre-graz-seckau.at/zukunftsfragen

Im Bett. Episoden einer Zuflucht Sonderausstellung im Volkskundemuseum

Paulustorgasse 11–13 a, 8010 Graz,
von 1.4. bis 31.12.2018, Mi–So 14.00–18.00 Uhr

Gruppenführung nach Anmeldung auch außerhalb der Öffnungszeiten
Tel: 0316 8017 9810; www.volkskundemuseum-graz.at

Was tun Menschen im Bett? Dieser Gegenstand ist weit mehr als ein Möbelstück – er ist ein Raum im Raum, Ausgangspunkt in die Welt des Traums und Schauplatz bedeutender biografischer Ereignisse; das Bett ist Zeuge von Trägheit, Erschöpfung, Verzweiflung, Geborgenheit und Leidenschaft. Die Ausstellung im Volkskundemuseum zeigt Nachdenkliches und Berührendes, wechselt vom Ernsthaften zum Humorvollen, spielt mit erotischen Momenten und zeigt nicht zuletzt das berühmteste Bett der Welt.

Kuratorenführung mit Dr. Kreissl: So., 8. April um 16 Uhr anschließend Konzert in der Antoniuskirche (18 Uhr)

„Jetzt fängt des schene Fruajahr an“ mit den Gruppen
Steirer Dreier und Steirischer Schwung
Moderation Bernd Prettenthaler

Sechs Familien aus der Weststeiermark singen und musizieren aus voller Leidenschaft zur Volksmusik in unterschiedlichen Besetzungen

Kuratorenführung durch die Ausstellung: Sa., 12. Mai um 16 Uhr anschließend Lesung mit musikalischer Umrahmung

„Bette und Arbeite“
mit Nono Schreiner und Matthias Loibner (Drehleier)

Zu guter Letzt!

Karl Haas

Am Beginn des noch jungen Jahres 2018 sei wieder einmal an den folgenden Gedanken von *Ludwig Börne* (1786–1837) erinnert, der mir sehr bedeutsam und wichtig erscheint:

„Vieles kann der Mensch entbehren, nur den anderen Menschen nicht.“

Es ändert sich nichts an der Richtigkeit dieser Feststellung, ob dieser „andere Mensch“ neben mir, im Nachbarhaus oder weiter entfernt lebt. Es ist für mich einfach gut und beglückend, dass es diesen bzw. diese „anderen“ Menschen gibt.

Weiters erlaube ich mir, Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, den folgenden Tagestext von *Phil Bosmans*, dem ehemaligen belgischen Ordenspriester und Telefonseelsorger (1922–2012), den ich seinem Buch „Leben jeden Tag“, Verlag Herder, entnommen habe, sehr ans Herz zu legen.

Mensch, ich hab‘ dich gern.

Kennst du die Formel vom Glück?

Menschen, die dir von Zeit zu Zeit unaufgefordert zu verstehen geben: Mensch, ich hab‘ dich gern.

Das ist von größter Bedeutung in der Ehe.

Das ist eine Lebensnotwendigkeit für ein Kind.

Eine Quelle des Glücks für einen alten Menschen.

Ein Stück Gesundheit für einen kranken Menschen.

Ein stiller Trost für einen einsamen Menschen.

Es müssen nicht teure Aufmerksamkeiten sein.

Geschenke können auch dazu missbraucht werden, um Menschen zu betäuben, dass keine Liebe mehr da ist.

Wahre Liebe findet tausend Wege zum Herzen des Mitmenschen.

Wege, auf denen du dich selbst verschenkst, gratis.

*Du kannst nicht leben ohne Menschen, die dich mögen.
Sieh mal nach, ob vielleicht in deiner Umgebung,
in deiner nächsten Nähe Menschen in der Kälte stehen,
die ohne deine Liebe nicht leben können.
Du hältst ein Stück von ihrem Glück in deinen Händen.
Wenn du am Grab eines lieben Menschen stehst,
sind es gerade die versäumten Liebesbeweise,
die vergessenen Aufmerksamkeiten, die am meisten weh tun.
Der einzige Trost, der weit über die Grenzen des Todes reicht,
ist die Liebe und Geborgenheit,
die du anderen in ihrem Leben gegeben hast.
Das einzige, worum es eigentlich geht:
Lieben und glücklich sein.*

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich zu diesem Text von Ihnen/von Dir einige Gedanken und eventuelle in die Zukunft weisende Anregungen bekommen würde.

Sehr herzlich danke ich für alle guten Wünsche, die mir zu den Festtagen, zum Jahreswechsel und zu meinem Geburtstag zugegangen sind. Nehmt bitte mein inniges „Mensch, ich hab‘ dich gern!“ aus meinem frohen Herzen entgegen sowie meine große Dankbarkeit dafür, dass Sie/dass Du unserer Gemeinschaft in Treue verbunden sind/bist.

In herzlichem Gedenken Ihr/Dein Karl Haas

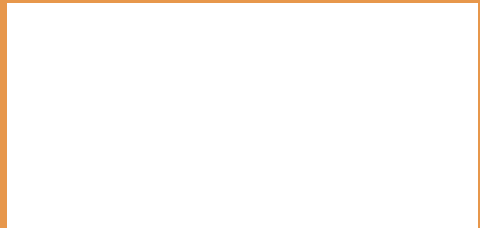
Offenlegung nach dem Mediengesetz

Inhaber der Zeitschrift „Begegnungen“: Katholische LehrerInnen- und ErzieherInnen-Gemeinschaft Steiermark (KLE), 8010 Graz, Bischofplatz 4; <http://ka.graz-seckau.at/kle>; Vorsitzender: Wolfgang J. Pietsch, wolfgang_j.pietsch@aon.at; Schriftleiter: Helmut Schlacher, helmut.schlacher@aon.at – Beiträge an diese Adresse erbeten. Redaktionelle Mitarbeit: Maria Gobiet, Karl Haas, Wolfgang J. Pietsch, Katharina Wesener; Fotos: Autoren der Beiträge. Blattlinie: Kommunikationsorgan der KLE; Layout & Satz: Ini Schnider, Druck: REHA DRUCK: Druckerei der REHA – Dienstleistungs- und Handels GmbH mit dem Ziel, behinderte Menschen zu beschäftigen und auszubilden. Viktor-Franz-Straße 9, 8051 Graz.

Die Verantwortung für den Inhalt und die sachliche Richtigkeit der einzelnen Beiträge liegt ausschließlich bei den Autorinnen und Autoren.

Konto der KLE: AT18208150000296244. Im jährlichen Mitgliedsbeitrag von € 15 ist der Bezug der „Begegnungen“ inkludiert.

Österreichische Post AG
info.mail Entgelt bezahlt



KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

Falls unzustellbar, bitte retour an:
Katholische LehrerInnen und ErzieherInnen Gemeinschaft Steiermark
8010 Graz, Bischofplatz 4/III

